

Wilfried Datler, Peter Gasser-Steiner, Margot Matschiner-Zollner, Eva Presslich-Titscher, Bernd Rieken und Regine Voitl-Mikschi

## **Die Offenlegung von Gegenübertragungsgefühlen als Teil der Analyse der therapeutischen Beziehung?**

Eine Diskussion im Anschluss an Bernd Riekens Beitrag über »Gegenübertragungsprobleme, Beziehungsanalyse und Selbstenthüllung im Schatten der Therapieausbildung« (ZfIP 2003)

### **Summary**

**The Laying Open of Counter-Transference Feelings as Part of the Analysis of the Therapeutic Relation?**

**A Discussion following Bernd Riekens Contribution about »Counter-Transference Problems, Relation Analysis, and Self Unveiling within the Shadow of Therapy Training« (ZfIP 2003)**

In 2003 Bernd Rieken published an article in the »Zeitschrift für Individualpsychologie (vol. 4)« in which he dealt with the change of the concept of counter-transference. He questioned among other points if it is helpful in certain situations if the analysts tell their patients about the counter-transference feelings. Four commentaries contain annotations about Riekens statements and are followed by a concluding remark of the author.

**Keywords:** Relation Analysis, Self Unveiling, Transference, Counter-Transference

### **Zusammenfassung**

2003 hatte Bernd Rieken in der Zeitschrift für Individualpsychologie (Heft 4) einen Artikel publiziert, in dem er auf den Wandel des Konzepts der Gegenübertragung einging und in diesem Zusammenhang unter anderem Überlegungen zur Frage anstellte, ob es in bestimmten Situationen hilfreich ist, wenn Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker ihre Gegenübertragungsgefühle der Patientin oder dem Patienten mitteilen. Vier Kommentare enthalten Anmerkungen zu Riekens Ausführungen und werden von einer abschließenden Replik des Autors gefolgt.

**Schlagwörter:** Beziehungsanalyse, Selbstenthüllung, Übertragung, Gegenübertragung

Wilfried Datler

## Zur Einführung in die Diskussion

### 1 Psychotherapie als interpersonales Beziehungsgeschehen

In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nahm die Zahl an Veröffentlichungen zu, in denen explizit darauf hingewiesen wurde, dass das individuelle Erleben von Menschen in entscheidender Weise Einfluss nimmt darauf, wie zwischenmenschliche Begegnungen, psychotherapeutische Begegnungen mit eingeschlossen, ausgestaltet werden. Die je gegebene »inneren Welten« von Patienten und Psychotherapeuten mit all ihren bewussten und unbewussten Inhalten bestimmen demnach, zu welcher Art von Interaktion es kommt; wobei in jeder Sekunde das vielschichtige Wahrnehmen des mikro- und makroskopisch ausmachbaren Verhaltens des jeweils anderen ebenfalls einen Teil der »inneren Welt« von Patienten und Therapeuten darstellt und deshalb davon auszugehen ist, dass Patienten und Therapeuten einander in jeder Sekunde nahezu zeitgleich in vielgestaltiger Form beeinflussen und sich dieser wechselseitigen Einflussnahme nur sporadisch bzw. ausschnitthaft bewusst werden können (Krause 1997, S. 53ff.).

Eine solche Sichtweise von zwischenmenschlichen Beziehungen im Allgemeinen und psychotherapeutischen Beziehungen im Besonderen kann an zentrale Theoriestücke der »klassischen« Individualpsychologie anschließen – man denke in diesem Zusammenhang etwa an die individualpsychologische Annahme, dass ein gut Teil der Aktivitäten von Patienten und Therapeuten von deren bewussten und unbewussten Akten der Apperzeption geleitet sind, die niemals unabhängig von aktuellen situativen Gegebenheiten ausgebildet werden (vgl. Datler 1996). So gesehen ist es verständlich, dass die Tendenz zur interpersonalen bzw. beziehungstheoretischen Explikation von psychoanalytisch-therapeutischen Prozessen innerhalb der Individualpsychologie mit großem Wohlwollen geteilt wurde – was bereits in den frühen 80er Jahren etwa in Heisterkamps (1983) Beschreibung des therapeutischen Geschehen als komplexes »Wirkungsgefüge« zum Ausdruck kam.

### 2 Bernd Riekens Artikel

Freilich werfen interaktionistische und beziehungstheoretische Zugänge zur Theorie des psychoanalytisch-therapeutischen Prozesses auch zahlreiche Fragen auf, welche etwa Grenzen und Möglichkeiten der psychotherapeutischen Diagnostik, den Stellenwert des Deutens oder das Nachdenken über das Erleben von Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten im analytischen Prozess betreffen. Vor diesem Hintergrund war das Individualpsychologische Weekend, das der Österreichische Verein für Individualpsychologie (ÖVIP) jährlich zweimal veranstaltet, im Herbst 2001 dem Thema »Gegenübertragung: ihre Bedeutung und Handhabung im therapeutischen Prozess« gewidmet.

Im Rahmen dieser Veranstaltung stellte neben anderen Vereinsmitgliedern auch Bernd Rieken Gedanken und Fallmaterial zur Diskussion, die er, überarbeitet und mit Bemerkungen zur Therapieausbildung ergänzt, 2003 in der Zeitschrift für Individualpsychologie in einem Artikel mit dem Titel »Gegenübertragungsprobleme, Beziehungsanalyse und Selbstenthüllung im Schatten der Therapieausbildung. Fallbeispiele und Überlegungen aus individualpsychologischer Sicht« publizierte (Rieken 2003).

- Diesen Artikel beginnt er (1.) mit einer kurzen »Geschichte der Gegenübertragung«, deren Darstellung in die Frage einmündet, »ob man seine Gegenübertragung stets für sich behalten oder sie unter Umständen mitteilen soll« (Rieken 2003, S. 339). Rieken plädiert für Letzteres und bringt zum Ausdruck, dass das Mitteilen der Gegenübertragung in der Absicht, dem Patienten deutlich zu machen, »welche Reaktionen« er »in seinem Gegenüber auslöst«, »in der Regel dann angebracht (ist), wenn es zu Problemen in der Analyse kommt« (ebd.).
- Im (2.) Kapitel führt Rieken Beispiele aus der Fachliteratur und aus seiner Praxis an, um dabei auf »typische Gegenübertragungsprobleme« einzugehen (Rieken 2003, S. 340). Unter anderem geht er dabei auf »übertriebene Abstinenz«, auf »manipulative Selbstenthüllung«, aber auch auf Therapieausschnitte ein, in denen sich das Mitteilen von Gegenübertragungsgefühlen in schwierigen Situationen – gleichsam als Notmaßnahme – aus der Sicht des Autors als fruchtbar für den therapeutischen Prozess erwiesen hatte (Rieken 2003, S. 340ff.). Rieken schließt mit dem Gedanken, dass »die Position des zur gelegentlichen Selbstenthüllung neigenden Therapeuten mit der Individualpsychologie verträglicher (ist) als die des abstinenten, sich stets zurücknehmenden Analytikers« (Rieken 2003, S. 346).
- Dessen ungeachtet, so Rieken (2003, S. 347) zu Beginn des (3.) Kapitels, gäbe es eine »Bevorzugung ›standardanalytischer‹ Verfahren« sowie »Skepsis gegenüber Beziehungsanalyse sowie Selbstenthüllung«. Dies hängt aus der Sicht des Autors mit »strukturellen Problemen der Ausbildung zusammen«, die es erschweren oder gar verhindern, dass in der Ausbildung persönliche Probleme in ausreichendem Ausmaß bearbeitet werden (Rieken 2003, S. 348ff.). Dies begünstige dann die Tendenz von Psychoanalytikern, von der Analyse des therapeutischen Geschehens Abstand zu nehmen, sich in die Position »des abstinenten, sich stets zurücknehmenden Analytikers« zu begeben, im Fall von Konflikten primär den Patienten »als agierend zu betrachten«, sein eigenes Verhalten als untadelig anzusehen, die Neigung zur Idealisierung der eigenen Person zu fördern und auf diese Weise »das Machtungleichgewicht zwischen Analytiker und Patient« zu stabilisieren (Rieken 2003, S. 346).
- Im abschließenden (4.) Kapitel, einem knapp gehaltenen Resümee, spricht er sich dafür aus, dass es »sinnvoll und notwendig war, den theoretischen Anschluss an die Psychoanalyse zu finden«. Er bringt aber auch zum Ausdruck, dass es nötig wäre, die negativen Errungenschaften der Psychoanalyse – nämlich die erwähnten strukturellen Probleme der Ausbildung sowie die »Marginalisierung der von Cremerius so genannten ›Liebestherapeuten‹« – nicht mitzuschleppen (Rieken 2003, S. 351).

Bernd Riekens Aufsatz zog einige Aufmerksamkeit auf sich. Deshalb wurde vereinbart, diesen Artikel im November 2004 im Rahmen des monatlich in Wien stattfindenden Vereinsabends des ÖVIP zu diskutieren. Margot Matschiner-Zollner, Regine Voitl-Miksch und Peter Gasser-Steiner trugen drei Statements vor, von denen sich ein jedes zumindest in dem einen oder anderen Punkt auf Bernd Riekens Überlegungen zum Mitteilen von Gegenübertragungsgefühlen bezog. Bernd Rieken replizierte und es wurde in weiterer Folge erwogen, die einzelnen Diskussionsbeiträge, ergänzt um einen Beitrag Eva Presslich-Titschers, zu publizieren.

### 3 Schwerpunkte der Diskussion

Die Diskussion, die nun vorliegt, kann in mancherlei Hinsicht als Weiterführung der Überlegungen begriffen werden, die in Heft 4 des 29. Jahrgangs der Zeitschrift für Individualpsychologie zum Leitthema »Therapieprozess« veröffentlicht wurden. Obgleich jeder Diskussionsbeitrag seine eigene Stoßrichtung aufweist, zeichnen sich doch einige übergreifende Punkte der Auseinandersetzung ab:

- Durchgängig geteilt wird die Auffassung, dass das therapeutische Geschehen permanent im szenischen Zusammenspiel zwischen Psychoanalytiker und Patient gestaltet wird. Zwischen beiden besteht aber ein Machtgefälle, das unterschiedliche Dimensionen aufweist, und beide haben unterschiedliche Aufgaben und Verantwortlichkeiten. Dies bedarf eines gehörigen Maßes an Reflexion, damit der Therapeut seine Position nicht unbedacht dafür nutzt, um primär sich zu entlasten bzw. sich Gutes zu tun und seine therapeutischen Aufgaben, die er dem Patienten gegenüber wahrzunehmen hat, zu vernachlässigen. Letzteres kommt freilich permanent vor; doch gilt es verstärkt zu untersuchen, welche innerpsychischen und interpersonellen Prozesse dazu führen, dass der Therapeut seine Primäraufgaben vernachlässigt, und welche Foren der weiteren Bearbeitung solcher Situationen es möglich machen, dass der therapeutische Prozess und somit auch der Patient vom Zustandekommen solcher Situationen (auch) profitieren.
- Durchgängig geteilt wird die Vorstellung, dass das Verstehen der szenischen Bedeutung von Gegenübertragungsreaktionen für das Verstehen der unbewussten Dimensionen der therapeutischen Beziehung nahezu unverzichtbar ist, dass intensive Gegenübertragungsreaktionen aber unbeschadet dessen auch mit dazu beitragen können, dass sich therapeutische Prozesse in problematischer Weise entwickeln. Unterschiedliche Auffassungen bestehen allerdings in Hinblick auf die Frage, ob und in welcher Weise die explizite und »ehrliche« Mitteilung der Gegenübertragung eine hilfreiche Methode für die Bearbeitung von schwierigen therapeutischen Situationen darstellen kann; ob Beziehungsanalyse mit »Selbstenthüllung« Hand in Hand zu gehen hat; und ob bzw. in welcher Weise Psychoanalytiker dem Aspekt der »Selbstenthüllung« insgesamt breiteren Raum geben und in Therapien folglich »weniger reserviert« auftreten sollten (Rieken 2003, S. 351).

Als sinnvoll wird es erachtet, strukturelle Probleme der Therapieausbildung unter psychoanalytischen Gesichtspunkten genauer zu untersuchen. Dass dies in der vorliegenden Diskussion allerdings nicht angepackt wird, mag mit der Begrenztheit des zur Verfügung stehenden Raumes zusammenhängen, vielleicht aber auch damit, dass die internationale Diskussion von Ausbildungsfragen bereits sehr differenziert geführt wird und es einiger Einarbeitung bedurft hätte, um der Komplexität vorliegender Veröffentlichungen zu dieser Problematik gerecht werden zu können (vgl. dazu die Literaturübersicht von Target 2003). Dazu kommt, dass der kürzlich erschienenen Arbeit Belands (2005) entnommen werden kann, wie wichtig es ist, dass in die psychoanalytisch orientierte Diskussion von Ausbildungsfragen nicht nur Berichte von (ehemaligen) unzufriedenen Ausbildungskandidaten eingehen, sondern unter anderem auch Berichte von Lehrenden, die ihre persönlichen Erfahrungen und Einschätzungen darlegen und Einblick geben in die Art und Weise, in der sie sich mit manchen Ausbildungsproblemen auseinandersetzen. Eine entsprechende Publikationstradition ist aber wohl erst zu entwickeln.

## Literatur

- Beland, H. (2005): Zur Beendigung von Lehranalysen. Ein persönlicher Erfahrungsbericht über Ziele und Ergebnisse. In: *Forum der Psychoanalyse* 20: 391–402.
- Datler, W. (1996): Ist der Begriff der Fiktion ein analytischer Begriff? Einige Bemerkungen zur Mehrgliedrigkeit unbewusster Abwehr- und Sicherungsaktivitäten. In: Lehmkuhl, U. (Hg.): *Heilen und Bilden – Behandeln und Beraten. Individualpsychologische Leitlinien heute (Beiträge zur Individualpsychologie 22)*. München: Reinhardt, S. 145–156.
- Heisterkamp, G. (1983): Psychotherapie als Beziehungsanalyse. In: *Z. f. Individualpsychol.* 8: 86–105.
- Krause, R. (1997): *Allgemeine Psychoanalytische Krankheitslehre. Band 1: Grundlagen*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Rieken, B. (2003): Gegenübertragungsprobleme, Beziehungsanalyse und Selbstenthüllung im Schatten der Therapieausbildung. Fallbeispiele und Überlegungen aus individualpsychologischer Sicht. In: *Z. f. Individualpsychol.* 28: 332–353.
- Target, M. (2003): Über psychoanalytische Ausbildung: Literaturübersicht und Beobachtungen. In: *Forum der Psychoanalyse* 19: 193–210.

**Korrespondenzadresse:** Ao. Univ.-Prof. Dr. Wilfried Datler, Institut für Bildungswissenschaft, Universitätsstrasse 7, A-1010 Wien; E-Mail: wilfried.datler@univie.ac.at

Margot Matschiner-Zollner

## **Die Analyse der therapeutischen Beziehung bedarf keiner Offenlegung von Gegenübertragungsgefühlen**

Ein Diskussionsbeitrag aus neo-kleinianischer Perspektive

### **1 Zur Rezeption psychoanalytischer Entwicklungen innerhalb der Individualpsychologie**

Die Individualpsychologie sah sich bei ihrer Wiedererrichtung nach dem 2. Weltkrieg alsbald vor das Problem gestellt, dass Alfred Adler keine ausreichende, den gegenwärtigen klinischen Notwendigkeiten genügende Technik hinterlassen hatte. Deshalb begann sich eine große Zahl von Individualpsychologen – vor allem nach Erwin Ringels (1976) bahnbrechendem Vortrag »Zur Identitätsfindung der Individualpsychologie« auf dem 13. Internationalen Kongress für Individualpsychologie – als Kinder Alfred Adlers und als Enkel Sigmund Freuds zu verstehen. Daraufhin folgte eine breite Rezeption psychoanalytischer Theorien. Seitdem dauert die Diskussion an, welche theoretischen und praktischen Elemente aus der Psychoanalyse mit den Grundannahmen der Individualpsychologie kompatibel seien. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf die Auseinandersetzung darüber im 2. Heft des 23. Jahrgangs der Zeitschrift für Individualpsychologie, die dem Thema »Identität und psychoanalytisches Selbstverständnis in der Individualpsychologie« gewidmet war (ZfIP 1998). Aus diversen Publikationen geht hervor, dass aus dem breiten, mindestens sieben Richtungen umfassenden Schulenspektrum der modernen Psychoanalyse besonders die Selbstpsychologie und die Objektbeziehungstheorien zur Einbindung in das Theoriegebäude der Individualpsychologie geeignet erscheinen.

Bernd Rieken (2003) zeichnet jedoch ein Bild von der Individualpsychologie, als hätte die theoretische und praktische Übernahme grundlegender Ideen aus den Objektbeziehungstheorien, wie sie z. B. von Wilfried Bion und Donald Winnicott, Otto Kernberg u. a. entwickelt worden sind, noch nicht stattgefunden. Diese stehen für eine Form des therapeutischen Arbeitens, die Cremerius (1990) etwas plakativ mit dem Begriff »mütterliche Liebestherapie« benennt. Rieken (2003, S. 339, 351) behauptet, diese Form des therapeutischen Arbeitens würde innerhalb der gegenwärtigen Psychoanalyse ein Schattendasein führen. Damit übergeht er jene weit verbreitete Schulrichtung, die heute als »Middle Group« bekannt ist, die in der Nachfolge Balints, Winnicotts u. a. jene Technik entwickelt hat und lehrt, die unter dem Schlagwort »Beziehungsanalyse« firmiert. Ebenso scheint er der Neokleinianischen Schulrichtung keinerlei Bedeutung beimessen zu wollen, die in London und in vielen Teilen Südamerikas über große Ausbildungsinstitute verfügt und deren Techniken auch zunehmend in Westeuropa praktiziert werden. Das sind genau jene Richtungen, die Theorie und Technik in der Weise weiterentwickelt haben, die sich Rieken für die Individualpsychologie wünscht und die sich durch Folgendes auszeichnen: eine veränderte Auffassung von Übertragung und Gegenübertra-

gung, eine veränderte Technik des Umgangs damit und die Zentrierung der Aufmerksamkeit auf die Analyse der therapeutischen Beziehung.

Im Gegensatz zu ihm fände ich es bedauerlich, nach vielen Jahrzehnten der befruchtenden Auseinandersetzung nicht mehr am Diskurs psychoanalytischer Theorien teilzunehmen. Die Beschäftigung mit den Techniken der Objektbeziehungstheoretiker erachte ich als besonders lohnenswert, da diese meines Wissens von Individualpsychologen nicht im selben Ausmaß übernommen worden sind wie deren Theorien. Mit ihrer Hilfe scheint es mir besonders gut möglich zu sein, das von Alfred Adler entwickelte Lebensstilkonzept zu erweitern, präzise und gründlich fortzuführen. Das möchte ich anhand eines Fallbeispiels, das ich dem Artikel Riekens entnehme, demonstrieren und gleichzeitig zu einigen seiner Hypothesen kontrovers Stellung beziehen. Dabei folge ich in meiner Lesart der Neokleinianischen Objektbeziehungstheorie und Technik, wie sie v. a. von Betty Joseph und Ruth Malcolm Riesenberg vertreten wird.

## 2 Diskussion eines Fallbeispiels

Bernd Rieken (2004, S. 340ff.) nimmt im 2. Kapitel seines Beitrags auf mehrere Fallbeispiele Bezug, die aus der Literatur und aus seiner eigenen Arbeit stammen. Dabei berichtet er auch von einer gut aussehenden Frau mit depressiver Störung und einer möglichen Missbrauchsproblematik durch den leiblichen Vater.

Diese Patientin erzählt nach einer längeren Ferienpause, dass sie die ganze Zeit an ihren Therapeuten (Bernd Rieken) hat denken müssen. In der nächsten Stunde berichtet sie von einer Freundin mit erfolglosem Therapieergebnis und ihrer Angst, es könne ihr auch so gehen. Es fehle ihr an Selbstbewusstsein, und es sei ihr klar, dass es auch an ihr liege, ob die Therapie erfolgreich sei oder nicht. Darauf interveniert Rieken: »*Ich mache den Vorschlag, über unsere Beziehung zu sprechen, zumal ich den Eindruck habe, dass sie die ganze Zeit etwas bedrückt*« (Rieken 2003, S. 343).

Im Mittelpunkt der neokleinianischen Analyse steht nicht die Rekonstruktion der psychischen Probleme des Patienten durch das Wiedererinnern traumatisierender Situationen in der Vergangenheit, sondern die Analyse der Beziehung des Patienten zu seinem Therapeuten. Es geht darum, die verinnerlichteten pathologischen Beziehungsschemata, wie sie einst im frühen Eltern-Kind-Dialog entstanden sind, und die damit verbundenen konflikthaften Auswirkungen auf das Selbsterleben und auf gegenwärtige Beziehungen zu analysieren. Da diese Beziehungsschemata unbewusst auch in der Beziehung zum Analytiker wirksam werden, gilt es, die Wahrnehmungen, Ängste, Erwartungen und Hoffnungen gegenüber dem Therapeuten zu analysieren. Aus individualpsychologischer Sicht wird dadurch das Aufdecken finaler Zielsetzungen, der damit verbundenen Sicherungstendenzen und der tendenziösen Apperzeptionen ermöglicht.

In diesem Sinne schenken wir dem Umstand in der Fallgeschichte Beachtung, dass die Patientin während der Ferien die ganze Zeit an ihren Therapeuten hat denken müssen und vermutlich in Zusammenhang damit fürchtet, dass die Therapie deshalb schlecht ausgehen könnte und sie dann daran Schuld hätte. Wird das als wesentliche Beziehungsmittelung gesehen und der Patientin auch mitgeteilt, erübrigt sich die Anregung, über die Beziehung zu ihrem Therapeuten zu sprechen, da sie das ja bereits tut.

Auf die Aufforderung Riekens, darüber mit ihm zu sprechen, gesteht sie dann:

Ja, er sei zwar Therapeut, *»aber auch ein Mann, dem sie sich anvertraue, und da vermische sich manches, sie könne sich nicht so frei ausdrücken«*. Und Rieken fragt weiter: *»Ob sie Angst habe, sich in ihn zu verlieben? Ja, das habe sie«,* antwortet sie, *»weil sie ihn sehr gerne mag.«* Und Rieken erläutert: *»An sich wäre ich nun gern auf die Übertragungsliebe zu sprechen gekommen, aber in dem Moment war ich mir über meine Gefühle nicht ganz im Klaren«* (Rieken 2003, S. 343).

Hier teilt die Patientin über ihre momentane Beziehung zu ihrem Analytiker mit, dass sie Angst habe darüber zu reden, was es für sie bedeute, dass ihr Analytiker nicht nur ein Therapeut, sondern auch ein Mann sei, was sie anscheinend in eine Verführungssituation bringt. Mit großer Vorsicht nähert sie sich ihren momentanen Empfindungen ihrem Analytiker gegenüber, was sich in der vagen Formulierung zeigt, *»da mische sich manches«*. Darin kommt ihre lebensstiltypische Bewegung, mit dieser Not umzugehen, zum Ausdruck. Diese Sicherungstendenz aufzugreifen hieße, ihre augenblickliche Bedrängnis ernst zu nehmen; und im Sinne der Beziehungsanalyse auf diese einzugehen bedeutet, diese dem Analysieren und Bearbeiten der dahinter liegenden Vorstellungen, Wünsche und Ängste zugänglich zu machen.

Zu beobachten ist auch: Wie wirkt sich dieser Beziehungsmoment auf den Therapeuten aus? Rieken gibt einen entscheidenden Gegenübertragungshinweis: Jetzt wäre er gerne auf die Übertragungsliebe zu sprechen gekommen. In seiner Beziehung zur Patientin entsteht nach deren Geständnis offenbar in ihm der Wunsch, etwas Theoretisches, also etwas Distanz Schaffendes einzuführen.

Gegenübertragung wird in der Objektbeziehungstheorie im Gegensatz zur klassischen Analyse nicht mehr als blinder Fleck des Analytikers angesehen und damit als etwas Unerwünschtes, das niedergehalten werden muss, sondern als ein nützliches Werkzeug für die analytische Arbeit, das es zu analysieren gilt, auch wenn die heftigen Gefühle aus einer eigenen konflikthafter Übertragung auf den Patienten oder die Patientin stammen sollten. Denn man erkannte, dass bestimmte Gefühle und Reaktionen des Analytikers nur zu begreifen sind, wenn sie als Reaktion auf den Patienten verstanden werden und insofern einen Teil der inneren Problematik des Analysanden darstellen.

Zu fragen wäre daher: Was lässt Rieken so hektisch fragen, die Patientin anzutreiben und nach vorwärts zu drängen, was ihn dann offenbar selbst in Bedrängnis bringt? Ist es ein eigener Konflikt, der im Moment in ihm wachgerufen worden ist und/oder was geht von der Patientin aus, dass im Augenblick eine so angespannte Situation entstanden ist?

In diesem spannungsgeladenen Moment muss Rieken gähnen, was die Patientin bemerkt. Auf seine Frage, was ihr dazu einfällt, sagt sie zu ihm, *dass sie vielleicht unwichtig sei für ihn, »doch dann geht es dahin, dass sie einsieht, es könne auch sein, dass er etwas nicht wahrhaben wolle«*. Daraufhin sieht sich Rieken genötigt, ein Geständnis zu machen und seine Gefühle offen zu legen: *»Ja, sage ich, ich glaube, dass sich eine wechselweise erotische Spannung aufgebaut hat, und ich frage, ob ihr etwas dazu einfällt?«* Riekens Bericht zufolge fällt der Patientin auch tatsächlich etwas ein: *»Ja, dass sie glaube, dass sich seinerzeit ihr Vater in sie verliebt habe«* (Rieken 2003, S. 343).

Unter Beziehungsanalyse wird nicht nur das dauernde Bearbeiten der Beziehung des Patienten zu seinem Therapeuten verstanden, sondern auch, dass der Therapeut die eigenen Gefühle v. a. in brisanten Momenten für sich reflektiert, analysiert und in sich ver-



arbeitet, anhand derer die unbewusste Dynamik des Patienten besser verstanden werden sollte. Er teilt diesen inneren Prozess aber nicht mit.

Wir gelangen nun zu einem zentralen Fokus in dem Artikel von Rieken, nämlich zu seinem Eintreten für die Offenlegung von Gegenübertragungsgefühlen des Therapeuten, was für ihn ein wesentliches Moment dessen zu sein scheint, was er unter Beziehungsanalyse versteht. Er schreibt:

»Gemeint ist mit der Mitteilung eigener Gefühlsregungen nur, dass man bestimmte Gegenübertragungsgefühle mitteilt, die sich auf die Interaktion zwischen Therapeut und Patient beziehen, um deutlich zu machen, welche Reaktion der Patient in seinem Gegenüber auslöst. Das ist in der Regel dann der Fall, wenn es zu Problemen in der Analyse kommt« (Rieken 2003, S. 339).

Daraus geht hervor, dass Rieken die gegenwärtige Beziehung zwischen sich und seiner Patientin als krisenhaft einschätzt, und dass er es jetzt daher für wichtig erachtet hat, dass die Patientin sehen sollte, welche Wirkung sie auf ihn ausübt. Ich kann nicht so recht verstehen, was ihr das jetzt bringen sollte, wie ihr und ihm das jetzt weiterhelfen sollte, die Krise zu meistern.

Anders als Rieken schätze ich die Beziehung in der gegenwärtigen Situation auch nicht als eine krisenhafte ein. Etwas, was gerade durch die analytische Haltung hergestellt werden soll, nämlich das Entstehen der Übertragung, dieser Prozess findet, wie mir scheint, schon seit längerem statt und im Rahmen der Wiederbelebung alter Beziehungsmodi entflammt soeben eine Liebesbeziehung zum Therapeuten, die mit großen Ängsten verbunden ist, in der die alten, vermutlich ungelösten ödipalen Konflikte, wieder lebendig werden. Gerade jetzt bietet sich die Chance, im Rahmen der therapeutischen Beziehung – in vielen Schritten und über einen langen Zeitraum hinweg – den ödipalen Konflikt innerhalb der Beziehung zwischen der Patientin und ihrem Therapeuten im Hier und Jetzt zu lösen.

Folgen wir dem Fallbeispiel weiter:

In der nächsten Stunde nach seinem Geständnis erklärt die Patientin ihrem Therapeuten, *»dass sie unsere therapeutische Beziehung nicht gefährden möchte und dass ihr allmählich klar würde, dass sie da etwas wiederholt«*. Gleichzeitig erkennt sie Riekens Ehrlichkeit an. Und dieser bekräftigt, indem er ihr bestätigt: *»Ich antworte, dass wir etwas Unheilvolles wiederholen würden, wenn wir den therapeutischen Rahmen verließen, dass wir aber, wenn wir das nicht tun, die Chance haben, ihre früheren Verstrickungen aufzulösen«* (Rieken 2003, S. 343f.).

Im Vorgehen Riekens wird deutlich, dass er das Geschehen im Augenblick als reale Beziehung zwischen sich und seiner Patientin begreift. Er spricht den Gedanken einer außertherapeutischen Beziehung an, verwirft diesen aber sofort wieder. Ich verstehe das Geschehen aber weiterhin als eine Übertragungs-Gegenübertragungs-Beziehung, in der eine attraktive Patientin ihrem Therapeuten erotisch prinzipiell gefällt und das Gefallen sich in der gegenwärtigen ödipal erhitzten Situation zu einer heftigen erotischen Spannung mit all den damit verbundenen Gefühlen ausgeweitet hat. Dabei werden ein wesentlicher Konflikt und die Umgangsweise der Patientin mit diesem sichtbar. Sie übernimmt die Verantwortung für die erotische Spannung zwischen sich und ihrem Therapeuten, schlüpft von der Rolle des ödipal verliebten Kindes bzw. der ödipal verliebten Patientin in die Rolle der vernünftigen erwachsenen Person, die sich solche Ge-

fühle verbietet, und versucht, mit Hilfe der Vernunft, sich aus der Verstrickung herauszuziehen.

Ich hielte es für wichtig, die Patientin damit zu konfrontieren. Schuld stellt ein wesentliches Problem in ödipalen Fantasien dar und spielt auch bei realem Missbrauch eine große Rolle, weil sich das Kind für die fantasierte oder reale Verführung schuldig fühlt. Während der Bearbeitung dieses Problems bleibt der Therapeut dafür verantwortlich, dass die Beziehung eine zwischen Therapeut und Patientin bleibt, in diesem Rahmen kann es sich die Patientin erlauben, sich in ihn zu verlieben, sich dafür schuldig zu fühlen, all die Angst vor der erotischen Sehnsucht zu erleben, auch die Gefahr, die von der vermuteten Unverlässlichkeit des Vatertherapeuten ausgeht zu empfinden, um in einer geglückten Begegnung immer wieder die korrigierende Beziehungserfahrung machen zu können, dass der Therapeut den Rahmen, die Grenzen und das Setting schützt. Innerhalb dieser Beziehung wird der Konflikt idealer Weise so gelöst, dass am Ende einer gelungenen Therapie die finalen Zielsetzungen erstens so verändert sind, dass die Patientin über die Lösung der ödipalen Schuldproblematik fähig wird, sich genussfähiger auf eine Partnerbeziehung einzulassen, weil die Sicherungstendenzen durch Ausweichen und Unterdrücken der dabei beteiligten Gefühle mit Hilfe des Verstandes nicht mehr nötig sind. Zweitens sollten die pathologischen Apperzeptionen realitätsnäher geworden sein, wodurch der Therapeut und andere männliche Partner ein Stück mehr als die erlebt werden können, die sie sind.

### **3 Der Anspruch der Beziehungsanalyse und die Forderung nach verstärkter »Selbstenthüllung des Therapeuten« – abschließende Anmerkungen und Rückfragen**

Weil Rieken sich eine veränderte Auffassung von Gegenübertragung und eine stärkere Gewichtung der Beziehungsanalyse wünscht, schlägt er vor, dass sich die Individualpsychologie von jenen Traditionen innerhalb der Psychoanalyse distanzieren sollte, die darauf Wert legt, dass der Analytiker seine Gegenübertragung innerlich analysiert. Das steht allerdings in einem deutlichen Spannungsverhältnis dazu, dass er die Beziehungsanalyse forciert sehen möchte. Wenn die Übertragungsbeziehung zum Analytiker durch dessen Selbstenthüllung abrupt unterbrochen wird, wird der Patient gezwungen, seine Übertragungskonflikte nicht mehr in der emotionalen Auseinandersetzung mit seinem Analytiker im Hier und Jetzt aufzulösen, sondern diese in Außenübertragungen zu formulieren. Das ist konträr zu jenem Anliegen, das Cremerius als Technik der emotionalen Erfahrung oder als »mütterliche Liebestherapie« bezeichnet, die sich Rieken wünscht und von der er behauptet, sie würde innerhalb der Psychoanalyse ein Schattendasein führen, weshalb er Folgendes vorschlägt: »Ich denke, dass es zwar sinnvoll und notwendig war, den theoretischen Anschluss an die Psychoanalyse zu gewinnen, nur sollte man es bei den positiven Errungenschaften bewenden lassen und nicht auch die negativen mitschleppen, worunter ich in dem Kontext strukturelle Probleme der Ausbildung verstehe und die Marginalisierung der von Cremerius so genannten »Liebestherapeuten«« (Rieken 2003, S. 351).

Riekens Artikel lässt viele Fragen offen: Welchen Stellenwert hat für ihn die Übertragungsbeziehung nach der Selbstenthüllung? Warum will er Selbstenthüllung nur in Krisensituationen eingesetzt sehen, wenn er diese als ein besonders bedeutsames Mittel erachtet, soziale Gleichwertigkeit zwischen Analytiker und Analysanden herzustellen, in deren weiteren Folge er sich sogar eine stärkere Demokratisierung in Ausbildungsinstituten erwartet?

## Literatur

- Cremerius, J. (1990): Gibt es zwei psychoanalytische Techniken? In: Cremerius, J (1990): Vom Handwerk des Psychoanalytikers. Das Werkzeug der psychoanalytischen Technik, Bd. 2. Stuttgart, Bad Cannstatt: frommann-holzboog: S. 187–209.
- Rieken, B. (2003): Gegenübertragungsprobleme, Beziehungsanalyse und Selbstenthüllung im Schatten der Therapieausbildung. *Z. f. Individualpsychol.* 28: 332–353.
- Ringel, E. (1984): Die Begegnung der Individualpsychologie mit der Psychoanalyse. In: Beiträge zur Individualpsychologie 3. München, Basel: Ernst Reinhardt: S. 22–29.
- ZfIP (1998): Identität und psychoanalytisches Selbstverständnis in der Individualpsychologie. Thematischer Schwerpunkt der Zeitschrift für Individualpsychologie 23: 93–194.

**Korrespondenzadresse:** Mag. Margot Matschiner-Zollner, Böcklinstr. 24, A-1020 Wien;  
E-Mail: matschiner.margot@utanet.at

Regine Voitl-Mikschi

## Selbstenthüllung, Wechselseitigkeit und Selbstentlastung – drei Anmerkungen zu den Ausführungen von Bernd Rieken

Bernd Riekens (2003) Artikel behandelt eine Fülle von wichtigen und diffizilen Themen und Aspekten und ist insgesamt äußerst komplex. Beim Lesen fand ich ihn z. T. sehr spannend, z. T. verwirrend, hatte manchmal Probleme, den Schlussfolgerungen des Autors zu folgen und einen roten Faden zu finden. Aus der Fülle von Themen habe ich drei Punkte herausgegriffen. Alle drei beziehen sich auf die Kapitel »Zur Geschichte der Gegenübertragung« und »Beispiele aus Literatur und Praxis« (Rieken 2003, S. 333ff.). Das Kapitel zur »Problematik der Therapieausbildung« behandelt meiner Meinung nach ein komplexes Thema für sich, in welches ich persönlich nicht eingearbeitet bin.

## 1 Der therapeutische Prozess ist als wechselseitiger zu verstehen, aber welche Schlussfolgerungen ergeben sich daraus?

Ich möchte von einem Punkt, an dem sich Bernd Riekens Überlegungen mit den meinen decken, ausgehen: Bernd Rieken betont in seinem Artikel, dass es sich im therapeutischen Prozess um einen wechselseitigen handelt und dem keine Ein-, sondern eine Zwei-Personen-Psychologie entspreche, die darauf aufmerksam macht, dass die Person und Persönlichkeit des Therapeuten am therapeutischen Prozess einen wesentlichen Anteil hat. Dieser Vorstellung möchte ich mich voll und ganz anschließen. Wenn ich es etwas plakativ ausdrücken darf: Der Therapieprozess eines Klienten würde bei verschiedenen Therapeuten stets unterschiedliche Gestalt annehmen.

Nicht folgen kann ich Bernd Rieken jedoch in seinen Folgeüberlegungen. Er betont nun – und so habe ich es verstanden –, dass die Wechselseitigkeit des Therapieprozesses mit einer Machtumverteilung einherzugehen habe. Er betont die Wichtigkeit, das Machtungleichgewicht nicht zu zementieren und sich um Partnerschaftlichkeit zu bemühen (hier bin ich unsicher, was er damit konkret meint) und nennt u. a. die »Selbstenthüllung« des Therapeuten als ein dafür geeignetes Mittel. Dies erläutert er auch anhand von persönlichen Fallbeispielen.

Ich möchte dem gegenüberstellen, dass es auch in einem wechselseitig beeinflussten therapeutischen Prozess ein eindeutiges Machtungleichgewicht gibt, welches sich schon alleine aus den unterschiedlichen Aufgaben ergibt, die Klient und Therapeut innehaben, und ich bin der Überzeugung, dass das Übertragungsgeschehen an sich mit dem erlebten Ungleichgewicht und somit mit der erlebten und tatsächlichen Macht einhergeht. Dies steht meiner Meinung nach keineswegs im Widerspruch zu jenem individualpsychologischen Begriff der »sozialen Gleichwertigkeit«, auf den sich Bernd Rieken auch bezieht: Klient und Therapeut haben gleichen menschlichen Wert, so wie Kind und Erwachsener, Lehrer und Schüler etc. gleichen Wert haben, aber nicht dieselben Aufgaben, Rechte und Pflichten und somit keine gleich verteilte Macht. Meinem Verständnis nach gilt es gerade dieses deutliche Machtungleichgewicht, welches geradezu Bestandteil des therapeutischen Geschehens ist, ständig im Auge zu behalten, sich dessen bewusst zu sein und hierfür auch Verantwortung zu übernehmen, um mit der eigenen Macht sorgfältig umzugehen. Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen (und bin mir der Provokation dieser Überlegung bewusst), ob nicht gerade der Versuch, diesen Machtunterschied durch Nivellierung zu verleugnen, die Gefahr in sich birgt, sich in die Nähe dessen zu bewegen, was es zu verhindern gilt, nämlich in die Nähe eines nicht sorgfältigen Umgangs mit der eigenen Macht im therapeutischen Prozess.

## 2 Überlegungen zu einem Fallbeispiel

Ich beziehe mich nun auf ein Fallbeispiel Riekens und werde aus der eindeutig einfacheren Position der Außenstehenden heraus meinem Kerngedanken folgend behaupten, dass Bernd Rieken seine therapeutische Position in dieser Sequenz dazu genutzt haben

könnte, um sich selbst zu entlasten und vor allem sich Gutes zu tun. Rieken berichtet Folgendes:

»Eine gut aussehende Frau ist wegen einer rezidivierenden depressiven Störung in Behandlung, und, wie sich später herausstellt, wegen eines möglichen Missbrauchs durch ihren leiblichen Vater. Sie war in den Ferien längere Zeit weg, und als sie wieder in Therapie kommt, eröffnet sie mir, dass sie die ganze Zeit an mich gedacht habe. In der darauf folgenden Stunde erzählt sie von einer Freundin, die eine Therapie gemacht, aber nachher die gleichen Probleme wie zuvor gehabt habe. Sie befürchte, dass es ihr ähnlich ergehen könne. Ihr fehle es halt an Selbstbewusstsein, und es sei ihr klar, dass es auch an ihr liege, ob die Therapie erfolgreich sei oder nicht. Ich mache den Vorschlag, über unsere Beziehung zu sprechen, zumal ich den Eindruck habe, dass sie die ganze Zeit etwas bedrückt. Ja, sagt sie, ich sei zwar Therapeut, aber auch ein Mann, dem sie sich anvertraue, und da vermische sich manches, sie könne sich nicht so frei ausdrücken. Ob sie Angst habe sich in mich zu verlieben? Ja, das habe sie, weil sie mich sehr gerne mag. An sich wäre ich nun gern auf die Übertragungsliebe zu sprechen gekommen, aber in dem Moment war ich mir über meine Gefühle nicht ganz im Klaren. Dann sagt sie, ihr falle auf, dass ich gähnen würde, und ich frage zunächst ganz klassisch und auch um mich zu schützen, was ihr dazu einfällt. Dass sie vielleicht unwichtig sei für mich, doch dann geht es dahin, dass sie einsieht, es könne auch sein, dass ich etwas nicht wahrhaben wolle. Ja, sage ich, ich glaube, dass sich eine wechselweise erotische Spannung aufgebaut hat, und ich frage, ob ihr etwas dazu einfällt? Ja, dass sie glaube, dass sich seinerzeit ihr Vater in sie verliebt habe. In der nächsten Stunde erklärt sie mir, dass sie unsere therapeutische Beziehung nicht gefährden möchte und dass ihr allmählich klar wird, dass sie da etwas wiederholt. Gleichzeitig erkennt sie meine Ehrlichkeit an, woran sich im Übrigen zeigt, dass Projektionen auch dann möglich sind, wenn man sich ein Stück weit offenbart und nicht nur dann, wenn man als ›passiver Resonanzkörper‹ fungiert. Ich antworte, dass wir etwas Unheilvolles wiederholen würden, wenn wir den therapeutischen Rahmen verließen, dass wir aber, wenn wir das nicht tun, die Chance haben, ihre früheren Verstrickungen aufzulösen« (Rieken 2003, S. 343f.).

Bernd Riekens Überlegungen und der Darstellung seines Vorgehens möchte ich nun einige weitere Überlegungen zur Seite stellen. Dabei ist es mir wichtig, in keiner Weise den Anspruch zu erheben, ich selbst hätte in solch einer Situation weniger selbstentlastend gehandelt.

Die Klientin erzählt zu Beginn, dass sie in den Ferien die ganze Zeit über an Bernd Rieken gedacht habe. In der darauf folgenden Stunde äußert sie die Besorgnis, ob es ihr ähnlich wie ihrer Freundin ergehen könnte, die nach der Therapie die gleichen Probleme hatte wie vorher, und erwähnt, dass es eben auch an ihr läge, ob die Therapie erfolgreich sei.

Es kommt mir so vor, als wäre die Klientin auf einer latenten Ebene einerseits mit dem Wunsch beschäftigt, Bernd Rieken verführen zu können, und gleichzeitig mit der Angst, dies könnte ihr wirklich gelingen. Dazu kommt, dass sie die Schuld und Verantwortung dafür auf sich nimmt, denn sie betont genau in dieser Sequenz, es liege auch an ihr, ob die Therapie erfolgreich sei oder nicht. Offenbar hat sie mit ihrem Anteil daran an sich sogar Recht, da sie Bernd Rieken in die Position desjenigen bringt, der ihre Verführung in der Situation nicht aushalten kann.

Bernd Rieken (2003, S. 343) sagt nämlich etwas später: »Ja, ich glaube, dass sich eine *wechselweise* erotische Spannung aufgebaut hat ... und ob ihr etwas dazu einfällt« (Kursivsetzung R. V.-M.). Die Patientin antwortet, dass sie glaubt, ihr Vater hätte sich seinerzeit in sie verliebt. In der nächsten Stunde erklärt sie dann, dass *sie* die therapeutische Beziehung nicht gefährden möchte. Ihr wäre klar geworden, dass sie da etwas wiederholt, und sie erkenne Bernd Riekens Ehrlichkeit an.

Mir kommt der Gedanke, dass die Klientin Bernd Riekens selbstenthüllende Aussage der »wechselweisen« erotischen Spannung zutiefst erschreckt hat. Denn für die Patientin bedeutet Bernd Riekens Mitteilung ja, dass auch er für sie erotische Gefühle empfindet, welche er schwer aushalten und bei sich behalten kann, welche er folglich mitteilen und mit ihr teilen möchte und wobei er sie dabei letztlich als Gegenüber verwendet. Genau davor, dass ihr all dies gelingen könnte, hatte sie ja offenbar Angst. Sie scheint nun einen großen Schritt zurück zu machen und »vernünftig« zu reagieren – und sieht es offenbar nun noch mehr als *ihre* Sache an, die Beziehung nicht zu gefährden, indem sie sich mit ihren Gefühlen zurücknimmt und »vernünftig« ist. Die Klientin scheint nun nicht mehr in den therapeutischen Halt und somit darauf vertrauen zu können, dass ihre heftigen Gefühle und Begierden ausgehalten werden können und sie sich mit aller Wucht mit ihren erotischen Liebesgefühlen in die Beziehung einbringen kann, um diese im Weiteren bearbeiten zu können. Stattdessen hört sie auf, diese Gefühle in den therapeutischen Prozess einzubringen, sondern legt sie »vernünftig« still. Der Prozess, der es ihr ermöglicht, sich mit ihren erotischen Liebesgefühlen einzubringen, um diese in der Folge bearbeiten und besser verstehen zu können, scheint in dieser Sequenz abgestoppt worden zu sein.

### 3 Allgemeine Gedanken zum Thema »Selbstenthüllung«

Abschließend möchte ich noch einige Gedanken zur »Selbstenthüllung des Therapeuten« an sich äußern, ein Themenbereich, den ich persönlich sehr spannend finde. Bei meinem Nachdenken darüber bin ich auf unterschiedliche Beispiele gestoßen, in denen erwogen oder vorgeschlagen wird, der Therapeut möge dem Patienten gezielt Einblick in seine innere Welt geben:

- Thomä u. Kächele (1996, S. 136) beispielsweise schreiben in einem Kapitel ihres Lehrbuchs, dass Klienten, welche keine Idee über ihre Wirkung auf andere haben, mitunter an den Gegenübertragungsgefühlen ihrer Therapeuten teilhaben sollen.
- In einer Supervisionsstunde überlegte ich, ob ich eine Klientin wissen lassen sollte, dass ihre »Pfeilspitzen«, die sie gegen mich warf, für mich deutlich spürbar sind.

Es fiel mir auch eine Vielzahl von Beispielen ein, in denen der Therapeut in höchst unterschiedlicher Weise zum Ausdruck bringt, was in ihm etwa dann vorgeht,

- wenn er in der Kindertherapie authentisch Grenzen setzt;
- oder wenn er eine Äußerung mit den Worten beginnt: »Ich bin mir nun unsicher, ob ich Sie da richtig verstanden habe ...«

Streng genommen kommt Innerpsychisches des Therapeuten auch in seinen nonverbalen Signalen zum Ausdruck; letztlich geben auch Inhalte sowie die Art des Vorbringens von Fragen und Deutungen Einblick in das Denken und Fühlen des Therapeuten.

Die Fülle dieser unterschiedlichen Beispiele führte mich zur Überlegung, dass es beim Thema der »Selbstenthüllung des Therapeuten« nicht um ein »Ja« oder »Nein« gehen kann, sondern vielmehr darum, dass es verschiedene Facetten davon gibt und dass eben

dies im Auge behalten werden sollte. Zu realisieren und zu untersuchen wäre demnach, welche Seiten seiner inneren Welt der Therapeut wann, in welcher Form und mit welchem Ziel zum Ausdruck bringt.

Welches Ziel im spezifischen Fall auch immer verfolgt werden mag, meinem Verständnis zufolge sollte im Voranbringen des therapeutischen Prozesses stets das übergeordnete Ziel gesehen werden. »Selbstenthüllungen« sollten sozusagen im Dienste des Klienten stehen und nicht der Entlastung des Therapeuten dienen. Damit meine ich aber nicht – und darauf hinzuweisen ist mir sehr wichtig –, dass Aktivitäten, die primär der Entlastung des Therapeuten dienen, nie vorkommen oder nie vorkommen dürfen. Im Gegenteil, ich denke, dass Interventionen zur Entlastung des Therapeuten in verschiedenster Form ständig und in jedem therapeutischen Prozess gesetzt werden. Aber gerade deshalb ist es wert, sich im Konkreten von Fall zu Fall und Situation zu Situation Gedanken drüber zu machen, um besser zu verstehen, was im wechselseitigen Prozess zwischen Klient und Therapeut vor sich geht, weshalb man als Therapeut in bestimmten Situationen das Bedürfnis nach Selbstenthüllung verspürt und zu welcher Form man aus welchen Gründen greift. In diesem Sinne möchte ich Bernd Rieken für sein mutiges Zur-Diskussion-Stellen seines Fallbeispiels und seines Artikels danken.

## Literatur

Rieken, B. (2003): Gegenübertragungsprobleme, Beziehungsanalysen und Selbstenthüllung im Schatten der Therapieausbildung. Fallbeispiele und Überlegungen aus individualpsychologischer Sicht. *Z. f. Individualpsychol.* 28: 332–353.

Thomä, H.; Kächele, H. (1996): *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie*, Bd. 2. Berlin: Springer.

**Korrespondenzadresse:** Mag. Regine Voitl-Mikschi, Egon-Schiele-Gasse 65, A-1130 Wien.

Peter Gasser-Steiner

## **»Zur Selbstenthüllung in der analytischen Psychotherapie« oder »Was sich Therapeuten gerne einmal ehrlich gesagt hätten ...«. Eine Antwort auf Bernd Rieken**

Bernd Rieken (2003) liefert in seinem Artikel eine fulminant gestraffte Geschichte der Gegenübertragung und ihrer Anwendungen in der Psychoanalyse und verbindet diesen Beitrag mit zwei höchst persönlichen Beispielen aus seiner therapeutischen Praxis. Dazu möchte ich in zweifacher Weise Stellung nehmen: seine Sichtweise und sein Anliegen unterstützend (Abschnitte I bis IV) und andererseits einen bestimmten vermuteten – vielleicht auch unterstellten – Aspekt kritisieren (Abschnitt V).

## 1 Die Technik-Debatte in der Psychoanalyse: klassisches und nicht-klassisches Setting

Ein Grundzug der so genannten »Technik-Debatte« in der Psychoanalyse (Haynal 1989) liegt in der Kritik an der distanzierten Beobachterhaltung des Analytikers und an der Abstinenzregel, die dem Patienten Ersatzbefriedigungen innerhalb der Therapie versagt. Die therapeutische Arbeit unter dem Leitstern der Gegenübertragung<sup>1</sup> bedeutet für beide Prinzipien eine Reihe von Modifikationen, die alte und grundsätzliche Fragen neu aufwerfen.

Vor der Erörterung des psychoanalytischen Therapiemodells sei noch an zwei Differenzierungen erinnert, welche die behandelte Problematik »mildern« und hier nicht weiter diskutiert werden sollen: die Unterscheidung von »Psychoanalyse« und »psychoanalytisch orientierter Psychotherapie«, sowie das Primat der Störungsspezifität in der Psychotherapie.

Unter verschiedenen Begriffswahlen findet sich in der psychoanalytischen Tradition die Einsicht, dass es einen Stufenbau der psychoanalytischen Techniken gibt – von der »klassischen Analyse« bis hin zu »nichtklassischen Techniken« (z. B. Abreaktion, Suggestion, Manipulation bei Greenson 1973, S. 61ff.) –, die unter Maßgabe der psychischen Strukturiertheit des Patienten und der situativen Umstände der Behandlung zum Einsatz kommen.<sup>2</sup> Diese Auffächerung des Instrumentariums schwächt den Gegensatz von klassischen und nichtklassischen Positionen ab und führt zu einer gewissen Entscheidungsfreiheit in der Technik. Des Weiteren ist hier anzuführen, dass es praktisch zu jeder diagnostisch erfassten psychischen Störung ein Konvolut des Wissens gibt, das eine störungsspezifische Anpassung des therapeutischen Repertoires erforderlich macht. Eine professionelle Suchtbehandlung unterliegt anderen Standards als etwa die Behandlung von Panikattacken oder Essstörungen.

## 2 Die theoretische Unterbestimmtheit der psychoanalytischen Situation

Nach diesen allzu bekannten – aufgrund ihrer Bedeutsamkeit hier wiederholten – Bemerkungen zum Kern des Problems, wie er sich mir darbietet: In der psychoanalytischen Ausbildung und Supervision ist es selbstverständliche Norm, therapeutische Situationen unter vornehmlicher Anwendung der Begriffe von Übertragung und Gegenübertragung, Widerstand und Abwehr zu reflektieren. Es ist jedoch daran zu erinnern, dass die Übertragungstheorie nur *ein Modell* des psychotherapeutischen Prozesses ist, das – wie alle Modelle – als solches unvollständig, abstraktiv, idealisierend und einseitig ist.<sup>3</sup> Viele andere Aspekte, welche die Situation bestimmen, bleiben dabei notwendigerweise aus-

1 Eine gute Übersicht unter Vorrang praktischer Gesichtspunkte bietet König (1993).

2 Karl König (1991) fasst dies z. B. unter dem Titel »Analyse im klassischen Setting und außerhalb des klassischen Settings« zusammen.

3 Vgl. zur Rolle der Modellbildung in der Psychologie z. B. Hermann (1979) und Stachowiak (1973).



geblendet. Die sozialen Konstituentien der Situation »Psychotherapie« färben z. B. das emotionale Geschehen wesentlich ein: Ohne die medizinische Krankenrolle, die definiert, dass der Arzt mehr über die Krankheit weiß als der Patient, sich deswegen in seinen Entscheidungen nur begrenzt rechtfertigen muss usf., würde Psychotherapie wesentlich anders ablaufen.

Die klassischen Beschreibungen therapeutischen Geschehens waren am Beginn des therapeutischen Zeitalters für praktische Zwecke hinreichende Wegweiser. Heute können sie nur mehr als unvollständige Explikationen gelten und es ist Aufgabe einer zeitgemäßen Psychotherapieforschung, therapeutische Prozesse vor dem Hintergrund des gesamten kommunikationstheoretischen Wissens zu rekonstruieren. Wie »feinkörnig« diese Analysen sein müssen, kann man etwa den aktuellen Ansätzen der Enactment-Forschung entnehmen, wie sie von Streeck (2000, 2004), Klüwer (2001) und Heisterkamp (2002) im deutschsprachigen Bereich vorgelegt wurden. Das szenische Geschehen zwischen Klient und Therapeut wird als Handlungsdialog aufgefasst, in dem der Therapeut mit allem, was er tut, zu einer gemeinsamen Inszenierung beiträgt.

Die Unvollständigkeit klassischer Setting-Beschreibungen sei an zwei Beispielen demonstriert, die zum Grundverständnis der psychoanalytischen Situation gehören: den komplementären Haltungen des »freien Assoziierens« des Analysanden und der »gleichschwebende Aufmerksamkeit« des Analytikers.

Das *freie Assoziieren* wurde zum Inbegriff einer un gelenkten, scheinbar situationsunabhängigen psychischen Aktivität des Analysanden und ist in der Entwicklungsreihe psychotherapeutischer Settings doch nur ein verfeinerter Nachfolger der hypnotischen (Druck-)Methode. Wie jeder Analysand erfahren hat, wird die Produktion von Einfällen schon nach kurzer Zeit – dem Muster eines Trial-and-Error-Verfahrens entsprechend – den Interessen, Erwartungen und Aufmerksamkeiten des Analytikers nachfolgen, wobei zur feinen Lenkung dieser Art auch die Enttäuschung des Lenkenden dazugehören mag. In einem schwerelosen Äther finden die Assoziationen jedenfalls nicht statt.

Die *gleichschwebende Aufmerksamkeit* ist eine auf die psychotherapeutische Situation angewandte Formulierung des Postulats einer voraussetzungslosen Beobachtung, wie sie dem Objektivitätsbegriff der positivistischen Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts entspricht, aber auch der eidetischen Reduktion (der Einklammerung der Vormeinungen) in der Phänomenologie. Die Wissenschaftsforschung des 20. Jahrhunderts hat jedoch die Hoffnung auf die Möglichkeit einer theoriefreien Beobachtung zu Fall gebracht: Jede Datenerfassung vollzieht sich an präselegiertem, präformiertem Material und ist Interpretation entlang impliziter Deutungslinien. Jedes Interpretieren ist eine Schema-Anwendung (vgl. Lenk 1993, 1995), wobei die psychoanalytischen Interpretationsschemata das Handwerkszeug des Analytikers darstellen – vom primären Narzissmus zum Ödipus-Komplex. Die gleichschwebende Aufmerksamkeit des Analytikers ist also – bei genauerer Betrachtung – eine höchst spezifische Form der Beobachtung menschlicher Äußerungen und keineswegs voraussetzungslos oder in irgendeinem Sinn alltäglich oder »natürlich« (vgl. Bolognini 2003).

### 3 Von der Definitionsmacht des Psychoanalytikers zur Wiederherstellung von Gegenseitigkeit

Unter den fundamentalen und nicht immer wohlmeinenden Kritikern der Psychoanalyse finden sich auch solche, die sich eingehend mit der psychoanalytischen Situation befasst haben. Solche Analysen sind vielleicht unbequem, jedoch wertvoll im Sinne einer vorbehaltlosen Selbstreflexion. Manfred Pohlen und Margarethe Bautz-Holzherr (1995) befassen sich mit den Konsequenzen der Übertragungsdeutung für die therapeutische Beziehung: Das Konstrukt der »falschen Verknüpfung«<sup>4</sup> erlaubt dem Analytiker, die Kontrolle über die Situation zu behalten, indem er den auf ihn bezogenen Gefühlen des Analysanden gewissermaßen den Boden entzieht: »Ihre Gefühle gelten ja gar nicht mir, sondern entspringen einem frühen, verdrängten Beziehungswunsch!« Diese Deutung – gleichgültig, ob geäußert oder zurückgehalten – neutralisiert den Beziehungswunsch des Analysanden und wird damit zu einem Kunstgriff der Machtsetzung, welcher die Gegenseitigkeit der Beziehung verhindert.<sup>5</sup> In diesem Sinne kann man – wohl etwas polemisch – die »Wirklichkeit der analytischen Situation« als eine »Folgewirkung der Definitionsmacht des Analytikers« sehen (Pohlen/Bautz-Holzherr 1995, S. 145).<sup>6</sup> Bezogen auf Alltagssituationen wird das Machtgefälle, auf dem der Deutungsanspruch der »falschen Verknüpfung« prinzipiell beruht, wohl deutlich: Man versuche einmal, einer erzürnten Amtsperson – z. B. einem Staatsanwalt oder Parkwächter – mit dem Argument der »falschen Verknüpfung« zu begegnen.

Das Machtgefälle in der psychoanalytischen Situation ist in der psychoanalytischen Bewegung sehr früh bemerkt und in Frage gestellt worden und man könnte die Geschichte von Ferenczis mutuellem (wechselseitiger) Analyse bis zu Stephen A. Mitchells relationaler Psychoanalyse unter die Devise stellen: Von der Definitionsmacht der Psychoanalyse zur Wiederherstellung von Gegenseitigkeit. Wobei zu betonen ist, dass die

4 Unter dem Begriff der »falschen Verknüpfung« diskutiert Freud in den »Studien über Hysterie« (1895, mit 1924 hinzugefügten Anmerkungen) erstmals Übertragungsphänomene, wenn die Patientin Emmy von N. (Fanny von Sulzer-Wart) seinen ärztlichen Ratschlägen misstrauisch gegenübersteht, weil sie sich um ihren Bruder in der revolutionären Dominikanischen Republik sorgt (Breuer u. Freud 1895, S. 87ff.); oder im Zusammenhang mit einer anderen Patientin, die ihn am Ende einer Sitzung küssen will, weil sie diesen (verdrängten) Wunsch vor vielen Jahren einmal gegenüber einem anderen Mann gehegt hatte (Breuer u. Freud 1895, S. 320). Freud qualifiziert diese »falsche Verknüpfung« interessanterweise als »mésalliance«, was eigentlich die Heirat mit einer aufgrund ihres Standes als niedriger angesehenen Person meint. In sehr indirekter Form kommt hier doch ein Moment der Kränkung des Analytikers zum Ausdruck.

5 In besonderem Maße gilt dies natürlich für Steigerungsformen des Arguments der »falschen Verknüpfung« – in der Abstufungsreihe: unangemessen, unrealistisch, anachronistisch, irrational, entstellt – bis zur Diagnose einer »illusionären Verkennung«, die nahezu auf ein psychiatrische Etikettierung von Übertragungsreaktionen hinausläuft.

6 Pohlen/Bautz-Holzherr (1995, S. 145 f.) sehen in der Übertragungsdeutung eine Form der agierten, intellektualisierenden Abwehr des Analytikers, die ihm die Einsicht in die Verwickeltheit der analytischen Situation erspart. Jenseits der Frage, ob M. Pohlen und M. Bautz-Holzherr im Einzelfall Recht haben, verfallen sie (als ausgebildete Psychoanalytiker) damit in die besonders böartige Form der psychoanalytischen Immunisierungsstrategie gegenüber Kritik von außen, der Anwendung des analytischen Instrumentariums zur Diskreditierung des Gegners.

Herstellung von Gegenseitigkeit nicht (nur) ein externer, therapiefremder Wert ist, der aus einem humanistischen Menschenbild gespeist ist, sondern immanenten Erfordernissen therapeutischer Beziehungsarbeit entspricht: dem Patienten als beziehungsfähiges, prinzipiell gleichgestelltes und gleichgeartetes Subjekt gegenüberzutreten.<sup>7</sup>

Bernd Rieken führt uns in seinen Fallbeispielen therapeutische Engpässe vor, in denen er den Ausweg in der Mitteilung von Gegenübertragungsgefühlen gefunden hat. Nur er kann beurteilen, ob er in diesen Situationen angemessen und professionell reagiert hat. Über seine Fallbeispiele zu urteilen, wäre ein Fall von »wilder Analyse«, die immer dann vorliegt, wenn außerhalb eines gelebten Beziehungskontextes gedeutet wird. An dieser Stelle sei nur angemerkt, dass seine Selbstenthüllung *eine* von vielen möglichen therapeutischen Interventionen ist, die der Herstellung von Gegenseitigkeit dienen.

Diese Auffassung therapeutischer Beziehungen wird gegenwärtig in der psychoanalytischen Welt durch Stephen A. Mitchell (2003) und Irwin Z. Hoffman (1998) vertreten, die sich unter den Begriff der »relationalen Psychoanalyse« stellen.<sup>8</sup> In dieser Sichtweise wird gerade die emotionale Affizierbarkeit des Analytikers als wesentliche Voraussetzung dafür angesehen, dass sich ein Übertragungsgeschehen entwickelt. Wie sollte sich der Analysand in existenzielle Gefühle verstricken, wenn er einem leblosen, alles in Neutralität abwürgenden, langweiligen Analytiker gegenüber sitzt? Die Vorstellung von einem »neutralen Verhalten«, das in seiner Unauffälligkeit zu keiner Reaktion beim Gegenüber führt, ist eine der absurdesten Fiktionen in der Geschichte der Methodologie der Humanwissenschaften. Auch die experimentellen Psychologen haben zeitweise ihre Versuchsleiter in weißen Mänteln versteckt und sogar die Versuchsanweisungen vom Tonband abgespielt und sich in der Illusion gewiegt, auf diese Weise alle störenden Einflüsse auf die Experimentalsituation minimieren zu können. Bis sie entdecken mussten, dass gerade diese Techniken der Kaschierung zu ganz besonderen Fantasien auf Seiten der Probanden führten (vgl. Slater 2004).

#### 4 Der dilemmatische Charakter psychoanalytischer Therapiesituationen

Die Wechselseitigkeit der Begegnung in der therapeutischen Situation findet jedoch ihre Grenze in der unterschiedlichen Verantwortlichkeit, die in der Rollenverteilung zwischen Therapeut und Klient angelegt ist. Stephen A. Mitchell apostrophiert diesen Unterschied sehr anschaulich, indem er davon spricht, dass dem Analysanden aufgegeben ist, in seinen Gefühlen und Gedanken »unverantwortlich zu sein«, während vom Analytiker gefordert ist, »verantwortlich zu lieben und zu hassen, damit Gefühle auftau-

---

7 Als Beispiel für eine therapeutisch begründetes Therapiekonzept jenseits einer »Deutungsmacht« sei hier nur an die psychoanalytisch-interaktionelle Methode nach Annelise Heigl-Evers (u. a.) erinnert, die das Prinzip »Deutung« durch das Prinzip »Antworten« ersetzt, wenn es die mangelnde ich-strukturelle Entwickeltheit des Klienten erfordert (Heigl-Evers u. Ott 1998).

8 Otto Kernberg (2001) fasst diese Strömungen unter dem Begriff der »intersubjektiven« und »interpersonalen« Ansätze zusammen.

chen dürfen, aber niemals ohne zugleich in Betracht zu ziehen, was für Folgen das für den analytischen Prozess hat, über den er zu wachen hat« (Mitchell 2003, S. 192).

Die psychoanalytische Therapie steht damit vor der Aufgabe einer dilemmatischen Situationsgestaltung: einerseits besteht sie auf dem künstlichen Charakter der Situation, in der eine Seite die reflexive, verantwortliche Position nie verlässt; andererseits wird Lebendigkeit, Authentizität, ja sogar Spontaneität und Kreativität des Handelns gefordert. Stephen Mitchell kommentiert diese widersprüchliche Bestimmtheit der Psychoanalyse sehr handfest, indem er sie mit Klavierspielen und Tennisspielen vergleicht – beide Tätigkeiten verlangen ein Höchstmaß an Kontrolle und zugleich Leidenschaft. In der Tat kann man das hier Geforderte mit jener Art von (sekundärer) Natürlichkeit vergleichen, die routinisierte menschliche Handlungen generell auszeichnet. Immer ist die Natürlichkeit das Ergebnis besonders gut gelungener Sozialisierungserfahrungen, denen man den langen Weg der Lerngeschichte nicht mehr anmerkt. Nur das schlecht Gelernte, unvollständig Sozialisierte verrät sich durch Holprigkeit und Artifizialität.

Die heikle Gefühlsbalance der Psychoanalyse, die von beiden Seiten ein Höchstmaß an emotionaler Virtuosität verlangt, hat Stephen A. Mitchell in seinem letzten Buch, das jetzt als Erstes ins Deutsche übersetzt worden ist, folgendermaßen beschrieben (2003, S. 193):

»Der Patient wird aufgefordert, rückhaltlos zu lieben und zu hassen, ohne darüber nachzudenken, eine Rückhaltlosigkeit, die in einem anderen Zusammenhang äußerst gewagt wäre ... Aber inzwischen ist die Einsicht weit verbreitet, wie gefährlich es ist, jemand rückhaltlos zu lieben oder zu hassen, der sich versteckt oder vorgibt, selbst nicht involviert zu sein. Rückhaltlos lieben oder hassen kann man nur unter der Bedingung, dass beide involviert sind, dass der andere seinerseits Gefühle hat, manchmal sogar Liebe und Hass, dass aber dieser andere sich damit befasst, die Gefühle auf beiden Seiten der Beziehung zum Nutzen der analytischen Arbeit zu verwenden – für konstruktive Einsichten, die Wachstum und Entwicklung fördern.«

Die Beziehungsfähigkeit des Therapeuten wird hier in den Vordergrund gestellt, limitiert einzig durch seine Aufgabe, die Verantwortung für das emotionale Geschehen zu übernehmen und die Situation »analytisch zu halten«; also zu jedem Zeitpunkt die »analytische Haltung« zu bewahren, die in der französischen Schule als »dritte Position« bezeichnet wird und die – etwas verkürzt – mit der Reflexionsfunktion in der Beziehung gleichgesetzt werden kann.

Thomas Ogden (2001) hat sich von ganz anderer theoretischer Prägung her ausführlich mit den Problemen der Authentizität des Analytikers beschäftigt und zu einer Technik gefunden, die zwar auf eine direkte Diskussion der Gegenübertragung (mit dem Analysanden) verzichtet, aber die Anforderungen hinsichtlich Lebendigkeit und intimer Bezogenheit in der Analyse in das Zentrum seiner technischen Überlegungen stellt. Er bezeichnet die analytische Situation als eine »Intimität in einem formellen Kontext«, wenn es gelingt, einen intersubjektiven »Traum-Raum« zu schaffen, in dem die Subjektivitäten des Analytikers und des Analysanden zusammenspielen.

## 5 Kritisches zum Leitbegriff »Ehrlichkeit« in der Psychotherapie

Soweit meine Argumente und Anleihen bei zeitgenössischen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse, die einen auf Gegenseitigkeit der Beziehung ausgerichteten Therapie-Stil – wie ihn Bernd Rieken darlegt – unterstützen. Abschließend eine Kritik, die sich auf eine mögliche Lesart seines Berichts bezieht: Wenn davon gesprochen wird, dass er »Ehrlichkeit« für den »letzten« und allemal besten »Notanker« hält, wenn er »die Dinge beim Namen nennt« oder den »Kragen platzen« lässt, dann verdächtige ich ihn, ein zu einfaches Konzept von Ehrlichkeit ins Spiel zu bringen – einfach weil er an einem bestimmten Punkt des Verfahrens der Komplexität der Beziehungsverhältnisse überdrüssig geworden ist.

*Ehrlichkeit* ist ein Konzept des »naiv-psychologischen Umgangswissens« (vgl. Laucken 1974, 1995), das sich nicht ohne weiters in eine anspruchsvollere Theorie kommunikativen Verhaltens einbauen lässt. Metaphorisch gesprochen sind wir eben keine Statuen, die sich durch Wegziehen eines Schleiers ruckartig enthüllen können. Gerade die Psychoanalyse lehrt uns, dass der »psychische Apparat« in komplexer Weise organisiert ist, weshalb es für das Subjekt schwierig ist, die inneren Objekte zu identifizieren und der Intersubjektivität zu Verfügung zu stellen. Das mentale Prädikat »ehrlich« trifft m. E. nur auf wenige Situationen zu: wenn wir zwei Kognitionen im Bewusstsein halten können – einen verschwiegenen Gedanken oder Affekt und die dazugehörige Verschwiegenheitsabsicht mit ihren Begründungen. In einer solchen Situation können wir uns dafür entscheiden, die Verschwiegenheit aufzugeben und den Gedanken zu äußern. Dann macht es einen operationalen Sinn, sich als »ehrlich« zu bezeichnen. Die alltägliche Phrase »Sind wir uns doch ehrlich!« ist im Allgemeinen ein rhetorischer Kunstgriff zur Erhöhung der Eindringlichkeit der Botschaft; ob wir es dabei auch ehrlich meinen, steht auf einem anderen Blatt.

In diesem Sinn sind Psychoanalytiker chronisch »verlogene« Subjekte – immer kommunizieren sie mit Hintergedanken, z. B. darüber, was für den Klienten in der gegebenen Situation das Nützlichste sein könnte. Auch die Selbstenthüllung als therapeutische Maßnahme – »mit Wirkungskontrolle« – untersteht dieser obersten Maxime.

### Literatur

- Bolognini, St. (2003): Die psychoanalytische Einfühlung. Gießen: Psychosozial-Verlag.  
Breuer, J.; Freud, S. (1895/1997): Studien über Hysterie. Frankfurt a. M.: Fischer.  
Greenson, R. R. (1973): Technik und Praxis der Psychoanalyse. Stuttgart: Klett-Cotta.  
Haynal, A. (1989): Die Technik-Debatte in der Psychoanalyse. Freud, Ferenczi, Balint. Frankfurt a. M.: Fischer.  
Heigl-Evers, A., Ott, J. (1998): Die psychoanalytisch-interaktionelle Methode. Theorie und Praxis. 3., überarb. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.  
Heisterkamp, G. (2002): Basales Verstehen. Handlungsdialoge in Psychotherapie und Psychoanalyse. Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta.  
Hermann, Th. (1979): Psychologie als Problem. Stuttgart: Klett-Cotta.  
Hoffman, I. Z. (1998): Ritual and Spontaneity in the Psychoanalytic Process: A Dialectical-Constructivist View. Hilldale: The Analytic Press.

- Kernberg, O. F. (2001): Affekt, Objekt und Übertragung. Aktuelle Entwicklungen der psychoanalytischen Theorie und Technik. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Klüwer, R. (2001): Szene Handlungsdialog (Enactment) und Verstehen. In: Bohleber, W.; Drews, S. (Hg.): Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 347–357.
- König, K. (1991): Praxis der psychoanalytischen Therapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- König, K. (1993): Gegenübertragungsanalyse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Laucken, U. (1974): Naive Verhaltenstheorie. Stuttgart: Klett.
- Laucken, U. (1995). Sozialkonstruktivistische Sozialpsychologie. Grundlagen, Einordnung und Abgrenzung, offene Fragen. In: Handlung Kultur Interpretation 4: 173–206.
- Lenk, H. (1993): Interpretationskonstrukte. Zur Kritik der interpretatorischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lenk, H. (1995): Schemaspiele. Über Schemainterpretationen und Interpretationskonstrukte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mitchell, St. A. (2003): Bindung und Beziehung. Auf dem Weg zu einer relationalen Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Ogden, Th. (2001): Analytische Träumerei und Deutung. Zur Kunst der Psychoanalyse. Wien: Springer.
- Pohlen, M.; Bautz-Holzherr, M. (1995): Psychoanalyse – das Ende einer Deutungsmacht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Rieken, B. (2003): Gegenübertragungsprobleme, Beziehungsanalyse und Selbstenthüllung im Schatten der Therapieausbildung. Fallbeispiele und Überlegungen aus individualpsychologischer Sicht. Z. f. Individualpsychol. 28: 332–353.
- Slater, L. (2004): Opening Skinner's Box. Great Psychological Experiments of the Twentieth Century. New York, London: W. W. Norton.
- Stachowiak, H. (1973): Allgemeine Modelltheorie. Wien: Springer.
- Streck, U. (2004): Auf den ersten Blick. Psychotherapeutische Beziehungen unter dem Mikroskop. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Streck, U. (Hg.) (2000): Erinnern, Agieren und Inszenieren. Enactments und szenische Darstellungen in der Psychotherapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

**Korrespondenzadresse:** Dr. Peter Gasser-Steiner, Opernring 4, A-8010 Graz; E-Mail: peter.gasser-steiner@uni-graz.at

Eva Presslich-Titscher

## **Manchmal braucht Fülle auch Hülle**

Eine Replik auf Bernd Riekens Ideen zu »Selbstenthüllung«

Schon ein halbes Jahr, nachdem ich meine letzte Arbeit für die Zeitschrift für Individualpsychologie verfasst habe, muss ich in Anbetracht der Diskussion, die Bernd Riekens Arbeit entfacht hat, erfreulicherweise meine Feststellung revidieren, dass es in der Individualpsychologie kaum Austausch gibt über unterschiedliche behandelungstechnische Konzeptualisierungen. Ich werte diesen Diskurs als Zeichen einer neuen Lebendigkeit der Individualpsychologie und reagiere meinerseits – angeregt durch die, wie ich finde, sehr niveauvolle Diskussion seiner Arbeit – mit ergänzenden Überlegungen zu meinen

Äußerungen über »Regeln, die unser Handeln als Analytiker bestimmen« (Presslich-Titscher 2004).

## 1 Zur Praxis

In seinem praxisbezogenen Teil der Arbeit lässt uns Bernd Rieken an seinen Gefühlen und Gedanken – und zwar jeweils in kritischen Momenten der Behandlung – teilhaben, und er führt aus, welche analytischen Konzepte ihm halfen, diese Krisen zu meistern. Margot Matschiner-Zollner und Regine Voitl-Mikschi konkretisieren in diesem Heft ihre Bedenken an einem der drei Fallbeispiele. Beiden Autorinnen kann ich in ihrer Argumentation gut folgen, hätte in einer Supervisionsstunde wahrscheinlich bei diesem Fall Ähnliches im Kopf. Allerdings, Rieken hat nicht um Supervision gebeten. Im Gegenteil, ihm geht es darum, zu zeigen, wie v. a. das Konzept der Selbstenthüllung geholfen hat, die von ihm geschilderten Therapiekrisen zu meistern, und er versucht darüber hinaus den Leser von der Überlegenheit seines Vorgehens zu überzeugen. Die Botschaft, wie man es an seiner Stelle besser oder zumindest anders gemacht hätte, kann daher den Adressaten nicht wirklich erreichen – was in der Tat bei einer konkreten Gegenüberstellung an einem Vereinsabend in Wien spürbar war.

(1.) Was will Rieken eigentlich mit seinen Therapiebeispielen vermitteln? Was war es genau, was ihn die Krisen meistern ließ? Rieken geht es um die Botschaft,

»dass man bestimmte Gegenübertragungsgefühle mitteilt, die sich auf die Interaktion zwischen Therapeut und Patient beziehen, um deutlich zu machen, welche Reaktionen der Patient in seinem Gegenüber auslöst« (Rieken 2003, S. 339).

Thomä, ein Befürworter der Intersubjektivität, den Rieken auch in Zusammenhang mit seinem Anliegen nennt, schreibt:

»... auch die intersubjektive Theorie der Therapie kommt nicht umhin, typische Formen von Interaktionen zu beschreiben, die zu unterschiedlichen behandlungstechnischen Empfehlungen führen, unter welchen Umständen welche Anerkennungen von Gegenübertragungen und Selbstenthüllungen hilfreich und wann sie schädlich sein können« (Thomä 1999, S. 862).

Für Rieken ist moderate Selbstenthüllung in der Regel dann angebracht, wenn es zu Problemen in der Analyse kommt. Mehr äußert er dazu nicht, der Leser ist also auf seine Fallvignetten angewiesen.

Am besten nachvollziehbar ist für mich Riekens Vorgehen bei dem Fallbeispiel mit dem Titel »Angst und Aggression« (Rieken 2003, S. 344f.): In Anbetracht der fortgesetzten Attacken des Patienten war Rieken wütend geworden und sagte dem Patienten, er würde ihn nicht mehr aushalten. Diese selbstenthüllende Intervention stellte sich insofern als hilfreich heraus, als der Patient bis dahin gedacht hatte, man könne ihn problemlos ertragen. Allerdings, Rieken lässt den Leser bereits einleitend zu dieser Fallvignette wissen, dass seine Intervention insofern problematisch war, als er zu lange damit gewartet habe, nämlich bis ihm »auf völlig unanalytische Art ... der Kragen geplatzt« war (Rieken 2003, S. 344) und er daher sein Tun nicht empfehlen könne. Bei dieser Intervention hatte es sich demnach gar nicht um eine Selbstenthüllung in dem von ihm ge-

meinten Sinn gehandelt, da ihr das Kriterium der wohlüberlegten Zielsetzung, den analytischen Prozess zu fördern, fehlt. Auch Thomä definiert Selbstenthüllung nicht über das Ausleben der emotionalen Gegenübertragung des Analytikers, auch für diesen Autoren ist die überlegte Veranschaulichung dessen, was der Analysand in seinem Gegenüber auslöst, das kennzeichnende Merkmal einer hilfreichen Selbstenthüllung. Andererseits kann man als Analytiker unter Umständen die von Rieken geschilderte und in der Literatur manchmal unter dem Begriff »Enactment« beschriebene Erfahrung machen, dass ein ungeplanter Gefühlsausbruch unsere Patienten eventuell auch zum Nachdenken anregen kann.

In diesem Zusammenhang finde ich die Überlegungen von Jessica Benjamin klärend, die davor warnt, die Selbstenthüllung an sich als Allheilmittel anzusehen. Ihre Definition von Selbstenthüllung schließt ein, dass dem Analytiker auch einmal der Kragen platzen kann, aber dass er dann die Verantwortung zu übernehmen hat für Qual und Pein, die er in Form von eigenen unreflektierten Gefühlen dem Patienten antut. Es ist diese Haltung, die nach Benjamin unreflektierte verletzende Emotionen in hilfreiche Interventionen verwandeln kann (Benjamin 2004). Wenn der von Rieken zitierte Autor Zwiebel im Zusammenhang mit schwierigen Therapiesituationen von der Notwendigkeit des analytischen Überlebens spricht, dann meint auch er damit die analytische Aufarbeitung schwieriger Situationen. Die Beschreibung, was Rieken selbst im Anschluss an seine Selbstenthüllungen tat, um analytisch lebendig zu bleiben, geht mir ab. Besonders beim ersten seiner Fallbeispiele, wo er in einen »Dämmer Schlaf« (Rieken 2003, S. 341) verfiel und sich dadurch identisch wie einstens der Vater des Patienten verhielt, hat man das Gefühl, es sei Sache des Patienten, aus der Enthüllung der Müdigkeit des Therapeuten etwas zu machen. Im zweiten Beispiel aus seiner Praxis fällt jedenfalls der klassische Satz: »Was fällt Ihnen dazu ein?«

(2.) Was halten Analytiker anderer Richtungen vom Verbalisieren der Gegenübertragung? Die zeitgenössische Kleinianerin Hanna Segal formuliert, die Gegenübertragung sei zwar »der beste aller Diener«, aber »der schlechteste aller Meister« (Segal 1981, S. 118). Es ist Rieken Recht zu geben, dass große Unterschiede in der Handhabung der Gegenübertragung weiterhin existieren, so wie Segal benutzen aber die meisten Analytiker heute ihre Gegenübertragung, um den therapeutischen Prozess besser zu verstehen, und nur wenige eröffnen dem Patienten konkret, was in ihnen vorgeht.

Manchmal sind, so wie in den von Rieken geschilderten Therapiesequenzen, die Gegenübertragungsgefühle des Analytikers für den Patienten aber ohnehin unübersehbar. Kernberg, dem man wirklich nicht nachsagen kann, er sei für die Enthüllung der Gegenübertragung des Analytikers, hat einen ganz klaren Standpunkt dazu, wie sich der Analytiker dann verhalten sollte. Manifeste Gegenübertragungsreaktionen müssen

»gegenüber dem Patienten selbstverständlich anerkannt werden, selbst wenn dieser eine solche Realitätserfahrung in der Beziehung zum Analytiker verleugnet« (Kernberg 1999, S. 885).

Was Kernberg einfordert, ist schlicht Aufrichtigkeit des Analytikers und unterscheidet sich für mich nicht grundlegend von dem, was Rieken als seine, den »klassischen Analytikern« überlegene intersubjektive Grundhaltung propagiert.



Meinen bisherigen Ausführungen und jenen der beiden Diskutantinnen Margot Matschiner-Zollner und Regine Voitl-Mikschi kann man entgegenen, dass Riekens Patienten ihre Therapien als hilfreich erlebt haben. Ich halte es sogar für wahrscheinlich, dass viele Patienten Riekens Vorgehen dem, das Matschiner-Zollner vorschlägt, vorziehen würden. Patienten folgen uns meist liebend gern in bewusstseinsnähere Gefilde, denn tief sitzende unbewusste Probleme erkennen zu müssen ist meist sehr schmerzhaft. Ich behaupte nicht, dass die »Tiefe« immer besser für den Patienten ist oder es mit jedem Patienten möglich ist, dorthin zu kommen; mir geht es darum, Riekens Überlegenheitsanspruch gegenüber weniger aktiven Analytikern zu relativieren.

(3.) Wie steht man aus individualpsychologischer Sicht dazu? Rieken meint, die Beziehung zu thematisieren verstehe er auch als individualpsychologisches Anliegen (Rieken 2003, S. 342).

Tatsächlich legte Adler großen Wert darauf, das lebensstiltypische Agieren des Patienten in der Beziehung zum Therapeuten zu thematisieren. Ich könnte mir aber vorstellen, dass Adler z. B. zu der Patientin im zweiten Fallbeispiel nicht von libidinösen Gefühlen gesprochen, sondern sie mit ganz anderen Gefühlen konfrontiert hätte: Ein zentraler Leitgedanke Adlers lautet, der Neurotiker lege es in jeder Beziehung, daher auch in der therapeutischen darauf an, sich in die Position der Überlegenheit zu bringen. Dementsprechend sei ein positives Beziehungsangebot des Patienten nur ein Kunstgriff, der die eigentlich stattfindende Entwertung des Therapeuten verdecken soll (z. B. Adler 1930, S. 100).

Ein Satz in Riekens Therapiesequenz deutet darauf hin, dass Adler damit auch bei dieser Patientin vielleicht nicht ganz falsch gelegen wäre: In der zweiten Stunde nach der Ferienunterbrechung, während der sie den Therapeuten sehr vermisst hatte, erzählt die Patientin von einer Freundin, die eine Therapie gemacht, aber nachher die gleichen Probleme wie zuvor gehabt habe, und dass es ihr ähnlich ergehen könne. Vielleicht retten sich Therapeut und Patientin vor der Wahrnehmung dieser Entwertung im Adler'schen Sinn durch ihre wechselseitig positiven Gefühlsbeteuerungen und vielleicht bereitet es der Patientin Genugtuung, von der erotischen Spannung ihres Therapeuten zu erfahren. Dieser Mann hatte sie in den Ferien allein gelassen. Könnte es ihr nicht auch narzisstischen Triumph bereiten, ihm das Geständnis zu entlocken?

Solche und andere Überlegungen kann man als Therapeut aber nur anstellen und durch Beobachtung von Übertragung und Gegenübertragung auf ihre Plausibilität hin überprüfen, wenn man – um auf den Titel meiner Arbeit anzuspielden – nicht vorschnell jene Hüllen fallen lässt, die die unbewussten Interaktionen mit dem Patienten umschließen.

## 2 Zur Therapieausbildung

Den letzten Teil seiner Ausführungen widmet Rieken der Problematik der Therapieausbildung und legt schon zu Beginn klar, dass nach seinem Dafürhalten die Bevorzugung »standardanalytischer« Verfahren und die Skepsis gegenüber Beziehungsanalyse sowie

Selbstenthüllung »mit strukturellen Problemen der Ausbildung« zusammenhängen (Rieken 2003, S. 347).

Balint, Cremerius und in den letzten Jahren v. a. Kernberg haben in schonungsloser Offenheit die institutionellen Probleme der psychoanalytischen Ausbildung kritisiert. Schon der Titel einer der jüngeren Arbeiten Kernbergs spricht Bände: »Dreißig Methoden zur Unterdrückung der Kreativität von Kandidaten der Psychoanalyse« (Kernberg, 1998). Rieken greift einige der in der Literatur beschriebenen Probleme auf. Es ist Rieken zuzustimmen, dass auch in der Individualpsychologie den problematischen Seiten der Ausbildung mehr Beachtung geschenkt werden sollte. Ich teile mit Rieken auch das Erstaunen, wie wenig es uns oft gelingt, unser fachliches Verstehen in Interaktionen außerhalb unserer therapeutischen Tätigkeit anzuwenden, da nehme ich aber weder ihn noch mich aus.

Insgesamt zieht sich aber für mich durch die gesamte Argumentationslinie, die Rieken aufbaut, ein mir unangenehmes Heraufbeschwören von versteinerten Analyse und ewig gestrigen Analytikern, die »standardanalytische« Verfahren – was immer das heute tatsächlich ist – bevorzugen. Das kann man meinem Dafürhalten nach zu Beginn des 21. Jahrhunderts einfach nicht mehr in dieser Form behaupten. Ähnlich dichotomisierend – nur mit umgekehrter Stoßrichtung – habe ich 1991 im Zusammenhang mit der Umbenennung der deutschen Individualpsychologen in Psychoanalytiker die Frage gestellt, ob individualpsychologische Analysen überhaupt Psychoanalysen sind (Presslich-Titscher 1991). Man braucht nur die »Beiträge zur Individualpsychologie« oder die letzten Jahrgänge der »Zeitschrift für Individualpsychologie« durchzugehen, um zu sehen, dass sich vierzehn Jahre später diese Frage ganz sicher erübrigt hat. Und so meine ich auch zu Bernd Riekens Überlegungen zur Psychoanalyse, manche Fragen stellen sich im Zuge von Weiterentwicklungen irgendwann einfach nicht mehr. Natürlich gibt es auch in der heutigen Psychoanalyse vereinzelte Fundamentalisten und bietet die Individualpsychologie auf Grund ihrer Geschichte vielleicht mehr Chancen für »freie Psychoanalyse«. Aber genau dann, wenn wir diese Chancen eines freieren analytischen Denkens nützen wollen, ist es für uns notwendig, statt weiter zu polarisieren einen dialektischen Blick auf die Dinge zu werfen.

## Literatur

- Adler, A. (1930): Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965.
- Benjamin, J. (2004): Beyond doer and done to: An intersubjective view of thirdness. *Psychoanalytic Quarterly* 73: 5–46.
- Kernberg, O. F. (1998): Dreißig Methoden zur Unterdrückung der Kreativität von Kandidaten der Psychoanalyse. *Psyche – Z. Psychoanal.* 52: 199–213.
- Kernberg, O. F. (1999): Plädoyer für eine »Drei-Personen-Psychologie«. *Psyche – Z. Psychoanal.* 53: 878–893.
- Presslich-Titscher, E. (1991): Individualpsychologen als Psychoanalytiker: Sind individualpsychologische Analysen Psychoanalysen? *Z. f. Individualpsychol.* 16: 260–266.
- Presslich-Titscher, E. (2004): Welche Regeln bestimmen unser Handeln als Analytiker? *Z. f. Individualpsychol.* 29: 294–305.

Segal, H. (1981): Gegenübertragung. In: Wahnvorstellung und künstlerische Kreativität – Ausgewählte Aufsätze. Stuttgart: Klett-Cotta 1992: 111–118.

Thomä, H. (1999): Zur Theorie und Praxis von Übertragung und Gegenübertragung im psychoanalytischen Pluralismus. *Psyche – Z. Psychoanal.* 53: 820–872.

**Korrespondenzadresse:** Ass.-Prof. Dr. Eva Presslich-Titscher, Univ.-Klinik für Tiefenpsychologie und Psychotherapie, Währinger Gürtel 18–20, A-1090 Wien; E-Mail: eva.presslich@meduniwien.ac.at

Bernd Rieken

## »Die feinen Unterschiede« – eine Stellungnahme

Erstaunt war ich schon: Zunächst sollte auf einem Vereinsabend des ÖVIP der letzte Teil meines Aufsatzes diskutiert werden (Kritik an der Ausbildung), doch plötzlich hieß es, der ganze Beitrag werde thematisiert, und am Ende war es dann so, dass sich zwei der drei DiskussionsteilnehmerInnen vorwiegend mit einer einzigen Sequenz aus dem Aufsatz befassen haben. Das zeugt von Ambivalenz und hängt vielleicht unter anderem damit zusammen, dass ich unbefangener mit dem Thema umgehe, weil zum einen meine wissenschaftlichen Schwerpunkte ganz woanders liegen und ich zum anderen als Ethnologe gewohnt bin, Kulturen von außen zu betrachten, wozu auch Ausbildungsvereine zählen.

### 1 Zur Machtproblematik

(1.) Gehen wir aber gleich in medias res und schauen uns zunächst die grundsätzlichen Einwände etwas genauer an, welche Margot Matschiner-Zollner und Regine Voitl-Mikschl erheben. Letztere vertritt die Meinung, ich hätte geschrieben, »dass die Wechselseitigkeit des Therapieprozesses mit einer Machtumverteilung einhergehe«. Demgegenüber betont sie, »dass es auch in einem wechselseitig beeinflussten therapeutischen Prozess ein eindeutiges Machtungleichgewicht gibt, welches sich schon alleine aus den unterschiedlichen Aufgaben ergibt, die Klient und Therapeut innehaben, und dass das Übertragungsgeschehen an sich mit einem Ungleichgewicht der erlebten und tatsächlichen Macht einhergeht«. Demnach würde ich also für Machtumverteilung plädieren und dabei die Tatsache aus den Augen verlieren, dass »ein eindeutiges Machtungleichgewicht« zwischen Therapeut und Patient besteht. Das ist eine Dichotomisierung, welche meines Erachtens nicht haltbar ist. Ich spreche nicht von Machtumverteilung, sondern davon, dass in der klassischen Psychoanalyse »eher die Gefahr einer falschen Idealisierung [besteht], durch die das Machtungleichgewicht zwischen Analytiker und Patient

stabilisiert wird« (S. 346)<sup>9</sup>. An einer anderen Stelle spreche ich von »Entschärfung« der Machtproblematik (S. 342) durch Selbstenthüllung meiner Müdigkeitsgefühle, wodurch ich aus meiner Sicht den Abbruch der Therapie vermieden habe.

Dass Macht als solche nichts Verwerfliches und daher a priori weder positiv noch negativ zu bewerten ist, weiß auch ich: Es kommt auf die Art der Verwendung an. Und dass der Therapeut vom Patienten als mächtig und kompetent erlebt wird, ist mir ebenfalls klar, desgleichen, dass es nicht angängig ist, diese Ungleichheit zu leugnen. Vielmehr ist es sinnvoll, genau diesen Unterschied zu thematisieren, denn alles andere wäre Konfliktvermeidung statt -aufdeckung. Um es mit Thea Bauriedl zu formulieren:

»Würde der Analytiker in dieser Beziehungssituation darauf verzichten, die Angst des Patienten, als neurotisch abgelehnt zu werden und minderwertig zu sein, herauszuarbeiten, und stattdessen versuchen, den Patienten zu beruhigen, indem er eigene ›Fehler und Schwächen‹ zugibt, dann würde der Konflikt, der in dieser Situation zum Ausdruck gekommen ist, nicht aufgedeckt und durchgearbeitet« (Bauriedl 1999, S. 48).

Damit stimme ich überein, möchte jedoch gleichzeitig ergänzen, dass es in den von mir beschriebenen Fallbeispielen nicht um das übliche therapeutische Geschehen gegangen ist, sondern um singuläre Krisensituationen, in denen die Therapie auf dem Spiel stand und die Patienten meine Gegenübertragungsgefühle bereits bemerkt hatten, was für mich das entscheidende Kriterium war.

(2.) Nota bene sei hinzugefügt, dass die Machtproblematik in der Regel komplexer ist und bei genauerem Hinsehen an Eindeutigkeit verliert. Zum einen hat der Analytiker ebenfalls Minderwertigkeitsgefühle. Abgesehen von jenen Problemen, welche sich in der klassischen Psychoanalyse aus problematischen Selbst-Immunisierungen ergeben, ist insbesondere ein strukturelles Problem vorhanden: Es existieren keine Eindeutigkeiten, Psychotherapie ist eine »weiche« Wissenschaft, und erlernte »Technik« ist eine zwar notwendige, aber keine hinreichende Bedingung, um therapeutisch arbeiten zu können. Dazu bedarf es auch der Lebenserfahrung und Intuition, ja ich möchte sogar behaupten, es handelt sich bis zu einem gewissen Grad um künstlerisches Schaffen, worauf bereits Alfred Adler hingewiesen hat (Adler 1929b, S. 43). Wahrnehmungen und Reaktionen des Therapeuten sind bestimmt durch eine feinsinnige, behutsame Interaktion mit dem anderen – Eigenschaften, welche in unserer Kultur gemeinhin als »weiblich« bezeichnet werden. »Technik« ist hingegen ein Begriff aus der Domäne des »Männlichen«, und er suggeriert, die Dinge im Griff zu haben. Ähnlich verhält es sich mit »Übertragung« und »Gegenübertragung«, denn es sind Bezeichnungen, die der männlich geprägten technischen Welt und damit der »Herrschaft« der Mechanisierung (vgl. Giedion 1987) entlehnt sind: Kräfte werden auf Räder *übertragen*, Fußballspiele im Fernsehen *übertragen* etc. Es handelt sich recht eigentlich um unangemessene Begriffe, aber sie sollen »Machbarkeit« und Eindeutigkeit suggerieren und dergestalt die Unsicherheit, sich auf »weichem« Terrain zu befinden, überspielen.

<sup>9</sup> Seitenverweise, die ohne weitere Quellenangabe angeführt sind, beziehen sich im Text von Bernd Rieken durchwegs auf Rieken (2003) (Anm. W. D.).

(3.) Zum anderen verfügt auch der Patient über Macht, denn er ernährt uns ideell wie materiell. Bricht er die Therapie ab, stehen auch wir in einer Minus-Position, und das umso eher, je mehr wir auf die Patienten finanziell angewiesen sind. – Kürzlich meinte ein Patient mit einer sehr schweren Grund- und Beziehungsstörung, dem ich bisher oft als unnahbar erschienen war: Er habe nun ein Machtmittel aus der Hand gegeben, denn bisher habe er immer sagen können, die Therapie taue nichts. Mittlerweile sei ihm jedoch klar geworden, dass es an ihm liege, was er daraus macht. Das heißt, es gehe darum, sich auf Vertrauen einzulassen, sich verbunden zu fühlen mit mir. Aber ich müsse schon verstehen, dass das mit großen Ängsten verbunden sei, wie ein Sog, dem er ausgeliefert sei und bei dem er keinen Halt finde. – Es sind vor allem Patienten mit einer ausgeprägten Grundstörung, welche ein subtiles Sensorium für Machtphänomene entwickelt haben, und umso wichtiger ist es, diesbezüglich Vorsicht walten zu lassen. Mit anderen Worten: Druck löst immer Gegendruck aus, das ist bereits aus der Physik bekannt, und mit »Machtumverteilung«, wie Voithl-Mikschi sie mir unterstellt, wäre dieses Problem gewiss nicht zu lösen.

## 2 Ein überholtes Bild?

(1.) In eine andere Kerbe schlägt Matschiner-Zollner, indem sie mir unterstellt, ich würde ein Bild der Individualpsychologie zeichnen, »als hätte die theoretische und praktische Übernahme grundlegender Ideen aus den Objektbeziehungstheorien [...] noch nicht stattgefunden«, um dann ergänzend hinzuzufügen, dass sie es bedauerlich fände, wenn die Individualpsychologie »nach vielen Jahren befruchtender Auseinandersetzung nicht mehr am Diskurs psychoanalytischer Theorien« teilnähme. Mir ist nicht klar, an welcher Stelle ich das geschrieben haben soll, denn ich lasse keinen Zweifel daran, dass es »sinnvoll und notwendig war, den theoretischen Anschluss an die Psychoanalyse zu gewinnen« (S. 351), wobei ich ausdrücklich auch die Objektbeziehungstheorien erwähne (S. 337). Gleichzeitig bin ich allerdings der Auffassung, dass auf Grund der »weichen« Strukturen – weniger wohl in der Theorie denn in der Praxis – die Gefahr besteht, sich in Phasen der Unsicherheit auf feste Leitlinien zurückzuziehen. In diesem Sinn schreibt Rudolf Walter: »Die Angst vor den Gegenübertragungsgefühlen ist noch nicht gebannt und führt zu mancherlei Deformationen an Natürlichkeit, wenn der Analytiker zum Beispiel [...] aalglatt und kalt erscheint« (Walter 2004, S. 7). Und bei Andrea Gysling heißt es in ihrer Geschichte der Gegenübertragung:

»Die Mühe, die es kostete und noch immer kostet, sich vom Glauben an die allein selig machende Kraft der Spiegel-Passivitäts-Abstinenz-Haltung zu befreien, habe ich als Kandidatin am eigenen Leib erlebt: Der Kampf mit dem schlechten Gewissen beanspruchte Jahre und war mit ein Grund, diese Dissertation zu schreiben« (Gysling 1995, S. 277).

Der Druck traditioneller Vorstellungen sei immer noch vorhanden, führt Gysling weiter aus (ebd.), und es sei kein Zufall, dass Cremerius für die Therapeuten aus dem Umkreis der »Liebestherapie« den Begriff »Dissidenten« verwendet habe (Cremerius 1982). Für Presslich-Titscher mögen meine Ausführungen ein heute nicht mehr akzeptables »unangenehmes Heraufbeschwören von versteinerten Analyse und ewig gestrigen Analytikern«

bedeuten, nur stellt sich, wie bereits angedeutet, die Frage, inwieweit der von ihr zitierte Theoriediskurs repräsentativ ist für die gängige oder noch gängige Praxis. Nicht jeder, der therapiert, publiziert auch, und immer wieder höre ich von Patienten, welche ihre Therapie abgebrochen haben, dass ihnen der Analytiker als zu kalt erschienen ist oder er sämtliche Beziehungsprobleme dem Patienten zugeschoben hat. Und das wiederum hängt aus meiner Sicht mit strukturellen Ausbildungsproblemen zusammen, die bis heute bestehen: Man lernt, sich bedeckt zu halten und nicht zu viel von sich preiszugeben.

(2.) Außerdem ist Beziehungsanalyse auf dem Hintergrund der Objektbeziehungstheorien nicht gleichbedeutend mit »Liebestherapie« oder »Therapie der emotionalen Erfahrung« (Cremerius 1990, S. 190), da die Beziehung im Hier und Jetzt auch auf »abstinent« und »versagende« Weise analysierbar ist. Darüber hinaus schlage ich keineswegs vor – wie Matschiner-Zollner schreibt –, »dass sich die IP von jenen Traditionen innerhalb der Psychoanalyse distanziert, die darauf Wert legen, dass der Analytiker seine Gegenübertragung innerlich analysiert«. Das wäre töricht und würde auf blindes Agieren hinauslaufen. Ich habe ausdrücklich betont, dass Abstinenz von großer Bedeutung ist (S. 339), und nur darauf hingewiesen, dass Selbstenthüllung unter bestimmten, klar umrissenen Bedingungen sinnvoll sein kann – und gleichzeitig hinzugefügt, dass ich meine Art des Umgangs »nicht als einzig sinnvolle missverstanden« haben möchte, da man Technik nicht anhand eines Lehrbuches internalisieren könne (S. 346).

Wenn ich von moderater Selbstenthüllung spreche, folgert Matschiner-Zollner, würde ich es ablehnen, die Gegenübertragung innerlich zu analysieren, und wenn ich von Entschärfung der Machtproblematik spreche, zieht Voitl-Mikschi daraus den Schluss, ich plädierte für Machtumverteilung und übersähe die Asymmetrie der Beziehung. Das sind strukturell ähnliche Argumentationsmuster, indem aus modifizierenden Überlegungen das Gegenteil gefolgert wird – eine entsprechende Logik wäre es, wenn ich sagte, es existiere nicht allein »Weiß«, sondern es seien auch Grautöne vorhanden, und man würde daraus folgern, ich plädierte für »Schwarz«!

### 3 Gemeinsamkeiten zwischen Triebtheorie und Individualpsychologie

Generell halte ich wenig von Dogmatismus und nehme stattdessen für die Beschäftigung mit dem Seelenleben in Anspruch, wofür ich auch als Kulturwissenschaftler eintrete, nämlich mehrdimensionale Zugänge. Ein Gedicht oder eine Erzählung lassen sich positivistisch deuten, aber auch geistesgeschichtlich, phänomenologisch, existenziell, soziologisch, psychologisch etc., und alle Methoden haben ihre Berechtigung. In einem Orchester beherrscht jeder ein einzelnes Instrument, doch erst aus dem Zusammenspiel ergibt sich ein Ganzes. Entsprechendes gilt für das »weite Land« der Seele (Arthur Schnitzler). Wenn sich Matschiner-Zollner für die Verknüpfung von Objektbeziehungstheorien mit Adlers Lebensstilkonzept stark macht, ist das sinnvoll, aber genauso lohnend kann es etwa sein, die Triebtheorie mit der individualpsychologischen Kompensationstheorie zu verknüpfen. In einem berühmten Gleichnis setzt Freud Es und Ich mit Ross und Reiter in Verbindung und fügt hinzu, dass sich »allzu häufig der nicht ideale

Fall [ereignet], dass der Reiter das Ross dahin führen muss, wohin es selbst gehen will« (Freud 1933, S. 514). Adler nun schreibt mit Blick auf den »Nervösen«, dieser zeichne, »um den Weg zur Höhe nicht zu verfehlen, um die Sicherung vollkommen zu machen, konstant wirkende Leitlinien für sein Wollen, Handeln und Denken in Form der Charakterzüge in den weiten, chaotischen Feldern seiner Seele«, welche jedoch in »die uns schon bekannten neurotischen Umwege, Anfälle und Anfallsbereitschaften« führen (Adler 1912, S. 129). Ähnlich äußert sich Arthur Schnitzler, der wie Freud und Adler in der Kultur der Wiener Jahrhundertwende aufgewachsen ist:

»Wir ,versuchen wohl Ordnung in uns zu schaffen, so gut es geht, aber diese Ordnung ist doch nur etwas Künstliches ... Das Natürliche ist das Chaos,... die Seele... ist ein weites Land« (Schnitzler 1979, S. 71).

Bei allen Unterschieden haben alle drei Autoren etwas Essenzielles gemeinsam: Sie betrachten den Menschen bis zu einem gewissen Grad als ein aus Defiziten gespeistes Wesen, welches sich nach außen anders gibt, als es im Inneren der Fall ist. Freud und Adler stehen diesbezüglich, genauso wie Schnitzler, in der Tradition der säkularen Theatrum-Mundi-Metapher, welche einer der bedeutendsten Schlüssel zur neuzeitlichen Kulturgeschichte ist: Nach außen präsentiert sich der Mensch als »gut«, mächtig oder von rationalen Motiven gesteuert, aber dahinter stehen Minderwertigkeitsgefühle bzw. triebhafte Impulse. Auch das ist eine Sicht auf den Menschen, welche ihre Berechtigung hat, genauso wie alternative Theorien, welche das Bedürfnis nach zwischenmenschlichen Beziehungen in den Vordergrund rücken.

#### 4 Analytisches Denken mit Hilfe der Individualpsychologie

Den Wunsch nach Beziehung finden wir bereits bei Adler in Gestalt des Zärtlichkeitsbedürfnisses und des Gemeinschaftsgefühls als Korrektiv zum Machtstreben formuliert. Und damit begegnen wir bei ihm auch dem positiven Gegenstück zur Theatrum-Mundi-Metapher, dem später von Johan Huizinga auf die Kulturgeschichte bezogenen Konzept des Homo ludens, in dem es um die kulturschaffende Funktion des Spiels geht, in der Sprache der Psychologie um die Rolle der Identifikation und Imitation für die Entwicklung der Identität (Huizinga 1981). Im Grunde ist das eine höchst elaborierte und originelle, aber zu wenig gewürdigte Synthese aus zunächst gegensätzlichen Konzepten, welche Adler auf dem Fundament des Vaihinger'schen Fiktionalismus entwickelt hat (Vaihinger 1911; vgl. dazu Rieken 1996).

Und wenn wir schon bei Adler sind: Ist es daher ausschließlich zweckmäßig, als Individualpsychologe den Anschluss an die Psychoanalyse zu erreichen, oder wäre es nicht in ähnlicher Weise angemessen, auch das Umgekehrte für sinnvoll zu erachten? Zum Beispiel war, abgesehen von dem soeben Skizzierten, Adler der Erste, welcher im Bereich der Geisteswissenschaften die Einseitigkeit des neuzeitlichen (und auch psychoanalytischen) Kausalitätsverständnisses korrigiert hat, indem er die auf Aristoteles zurückgehende Zweckursache als gleichberechtigt neben die Wirkursache stellte. In der aristotelisch-scholastischen Wissenschaftsauffassung kommt jener eine herausragende Stellung

zu, weil sie »am Vorbild des menschlichen Handelns orientiert [ist]. Der Mensch vermag sich Zwecke zu setzen und zu handeln, um diese Zwecke zu erreichen. Sein Handeln wird oftmals erst verstehbar, wenn man um das Ziel weiß, das mit dem erstrebten Endzustand einer Handlung gegeben ist«, schreibt der Philosoph Gregor Schiemann (1998). Mit anderen Worten und bezogen auf den Bereich des Unbewussten: Analysiert man etwa den Nutzen neurotischer Fehlhaltungen, eröffnen sich neue Dimensionen, die einer kausal-analytischen Betrachtungsweise entgehen, zum Beispiel, dass Schuldgefühle sehr viel mit unbewusster Machtzuschreibung zu tun haben.<sup>10</sup>

Um es mit einem abgegriffenen Bild zu formulieren: Der Zwerg auf dem Rücken des Riesen hat ein anderes und mitunter auch ein umfassenderes Bild von der Welt als dieser.

Mit dem zuletzt Skizzierten habe ich mich nur scheinbar vom Gegenstand entfernt. Zum einen geht es im vorliegenden Themenheft um »Traditionen und Differenzen innerhalb der Individualpsychologie«, und zur Tradition zählt auch die Erinnerung an die Verdienste Adlers. Sie zu betonen heißt nicht, unanalytisch zu denken, denn Kompensation, Fiktion oder Zweckursache haben sehr viel mit unbewussten Vorgängen zu tun.

Hält man sich das und die Kompatibilität mit analytischen Theorien – seien es Triebtheorie oder Objektbeziehungstheorien – vor Augen, dann fällt es einem leichter, eine *individualpsychologisch*-analytische Position zu vertreten und diesbezüglich selbstbewusster zu sein.

## 5 Ist Authentizität naiv oder ohne Tiefe?

Zum anderen steht das Konzept der Selbstenthüllung selbstverständlich auch im Kontext der Zweckursache, weil es in den skizzierten Fallbeispielen das Ziel war, in einer Krisensituation die Therapie zu retten. Was das Fallbeispiel mit meiner gleichsam überbordenden Aggression angeht, hat allerdings Eva Presslich-Titscher Recht, wenn sie schreibt, dass es sich bei dieser Intervention »gar nicht um eine Selbstenthüllung in dem von ihm [= B. R.] gemeinten Sinn gehandelt [hat], da ihr das Kriterium der wohl überlegten Zielsetzung, den analytischen Prozess zu fördern, fehlt«. Wohl überlegt war mein Verhalten in der Tat nicht, sondern eher vom dumpfen Gefühl begleitet, dass die Situation unerträglich geworden war. Gleichwohl war es dem analytischen Prozess insofern förderlich, als sich ausgerechnet jene unüberlegte Intervention als letztlich fruchtbares Geschehen herausgestellt hat (S. 345f.). Worin ist das begründet? Meine Antwort lautet, dass es nicht nur im alltäglichen Miteinander, sondern mitunter auch im therapeutischen Geschehen nützlich und heilsam sein kann, die Dinge beim Namen zu nennen. Ich

<sup>10</sup> Das ist kein Plädoyer für die Außerachtlassung der Wirkursache, sondern dafür, Wirk- und Zielursache gleichermaßen zu berücksichtigen und dergestalt die Einseitigkeit des psychoanalytischen Kausalitätsverständnisses zu relativieren (z. B. bei Bauriedl 1999, S. 37). Es ist das Verdienst Adlers, beide Aspekte berücksichtigt zu haben: Das Minderwertigkeitsgefühl hat seine Wirkursache im Kindesalter und ist gleichzeitig Antrieb, sich Ziele zu setzen.



bin nicht der Meinung, dass Ehrlichkeit ausschließlich ein Konzept des »naiv-psychologischen Umgangswissens« ist, wie Peter Gasser-Steiner (in seinem ansonsten beeindruckenden und elaborierten Statement) schreibt. Gewiss hat er Recht, wenn er meint, die Psychoanalyse lehre uns, »dass der psychische Apparat in komplexer Weise organisiert ist, weshalb es für das Subjekt schwierig ist, die inneren Objekte zu identifizieren«. Und ich möchte hinzufügen: Nicht allein die Psychoanalyse lehrt uns das, sondern auch und vor allem Dichtung und Kunst der vergangenen Jahrhunderte. In Heinrich von Kleists Aufsatz »Über das Marionettentheater« wird uns erzählt, wie mit der Vertreibung aus dem Paradies das intuitiv-gefühlsmäßige Handeln abhanden gekommen ist. Und doch heißt es an einer Stelle:

»Das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist« (Kleist o. J., S. 984).

Es geht um das So-tun-als-ob, um die Orientierung an Fiktionen – im Sinne Vaihingers und Adlers –, um im Chaos der inneren und äußeren Welt einigermaßen handlungsfähig zu sein. Über die Brauchbarkeit der Fiktionen entscheidet das Ergebnis, *und aus meiner Sicht war in den konkreten Fallbeispielen die Fiktion »Ehrlichkeit« sinnvoll.*

Darüber hinaus bin ich nicht der Auffassung, dass Authentizität ein Ausdruck mangelnder Tiefe sein muss, wie Presslich-Titscher andeutet. »Tiefe« kann auch direkt unter der Oberfläche versteckt sein, nämlich dann, wenn Stimmungen gespürt, aber nicht problematisiert werden, etwa die reservierten Umgangsformen und die Angst vor Pathologisierung in den Ausbildungsvereinen, womit ich mich im letzten Teil des Aufsatzes befasst habe.

## 6 Das »Richtige« und andere Möglichkeiten

Auch in einer weiteren Hinsicht vermag ich Presslich-Titscher nicht zu folgen. An mehreren Stellen schreibt sie mir ein Überlegenheitsdenken zu, obwohl es mir gerade darum geht, elitäre Strukturen zu hinterfragen, etwa Selbstimmunisierungsstrategien oder den Habitus<sup>11</sup> des Besonderen. – Gleichzeitig moniert sie jedoch, dass ich mich ihrer Auffassung nicht anschließe:

»Die Botschaft, wie man es an seiner [= B. R.] Stelle besser oder zumindest anders gemacht hätte, kann daher den Adressaten nicht wirklich erreichen – was in der Tat bei einer konkreten Gegenüberstellung an einem Vereinsabend in Wien spürbar war.«

Bemerkenswert ist die Wortwahl, denn laut Duden bedeutet »gegenüberstellen« unter anderem: »mit jmdm. konfrontieren: der Angeklagte wurde dem Zeugen gegenübergestellt« (Duden 1993, S. 1252). Hätte ich reumütig Fehler eingestehen sollen? Ich stehe zu dem, was ich geschrieben habe. Wäre es anders, hätte ich es erst gar nicht publiziert. – Einige Zeilen vorher heißt es bei Presslich-Titscher:

<sup>11</sup> »Habitus« wird hier im Sinn Pierre Bourdieus verstanden als strukturierende und strukturierte Struktur sozialer Klassen, die auch kulturell determiniert sind (Bourdieu 2003, S. 279).

»Margot Matschiner-Zollner und Regine Voitl-Mikschi konkretisieren ihre Bedenken an einem der drei Fallbeispiele. Beiden Autorinnen kann ich in ihrer Argumentation gut folgen, hätte in einer Supervisionsstunde wahrscheinlich bei diesem Fall Ähnliches im Kopf. Allerdings, Rieken hat nicht um Supervision gebeten.«

Das ist richtig, ich habe weder Matschiner-Zollner noch Presslich-Titscher oder Voitl-Mikschi um Supervision »gebeten«, sondern sie anderswo in Anspruch genommen (S. 344).

Matschiner-Zollner unterstellt mir, ich würde mich von jenen Traditionen distanzieren, welche darauf Wert legen, »dass der Analytiker seine Gegenübertragung innerlich analysiert«. Presslich-Titscher findet »die Überlegungen von Jessica Benjamin klärend, die davor warnt, die Selbstenthüllung an sich als Allheilmittel anzusehen«. Damit wird ein äußerst schiefes Bild von dem entworfen, was ich tatsächlich geschrieben habe, denn Selbstenthüllung wird in dem Aufsatz einzig und allein als eine Art Notbremse betrachtet. Weder wird sie als Allheilmittel angesehen noch allgemein empfohlen, sondern als meine spezifische Art der Intervention beschrieben. Umgangssprachlich formuliert sagen die Autorinnen: »Das darfst du nicht! Du musst es so machen wie wir, denn wir wissen, wie man es richtig macht.«, während es mein Anliegen war zu illustrieren: »Das kann man *auch* machen, sofern man in ähnlicher Weise verstrickt ist, wie ich es war, und wieder hinausfinden möchte.« Insofern kann man meinen Standpunkt auch als ein Plädoyer für Pluralismus und Toleranz ansehen und als eine Absage an Dogmatismus.

## 7 Ausblick

Mittlerweile ist einige Zeit verflossen, seit ich den Aufsatz verfasst habe, und die skizzierten Fallbeispiele liegen noch länger zurück. Es waren die bisher prekärsten Ereignisse in meiner Arbeit und keineswegs repräsentativ für meinen therapeutischen Alltag, wie mir möglicherweise unterstellt wird. In *einer* Hinsicht möchte ich allerdings eine Modifikation vornehmen und abschließend knapp skizzieren, was mir zu einem früheren Zeitpunkt noch nicht klar war: Patienten mit schweren Grundstörungen haben oftmals ein essenzielles Bedürfnis, das reale Gegenüber wahrzunehmen, um sich entwickeln zu können. Jener weiter oben zitierte Patient, welcher mir mitgeteilt hat, er habe nun ein Machtmittel aus der Hand gegeben, weil ihm die Eigenverantwortung für die Analyse bewusst geworden sei, meinte kürzlich, die Therapie mit ihm müsse für mich mitunter doch sehr mühsam sein. Tatsächlich war es eine anstrengende Stunde, und ich antwortete: »Bisweilen ist es mühsam, doch das ist nicht das Problem. Denn das Leben ist nun einmal mitunter mühsam, aber wir haben ein gemeinsames Ziel: dass es Ihnen am Ende besser geht.« Das war um die 400. Stunde, eine gewisse Beziehung zu mir war vorhanden, und der Patient ist jemand, der mit großer Anstrengung und unter großem zeitlichem Aufwand berufliche Ziele erreicht. Dass das Leben zeitweilig beschwerlich ist und man trotzdem an ein Ziel gelangen kann, ist ihm also nicht fremd. Er spürt aber sehr genau, wie es mir geht, und er hat ein vitales Interesse an mir. Durch meine ehrliche Antwort kann er etwas sicherer sein, dass er sich auf mich verlassen kann, und vielleicht steht diese Episode sogar in Zusammenhang mit seinem kurz darauf bekundeten

Gewahrwerden der Selbstverantwortung für die Therapie. Aber das genauer zu illustrieren, wäre bereits ein neues Thema und würde den hier vorgegebenen Rahmen überschreiten.

## Literatur

- Adler, A. (1929b/1973): Individualpsychologie in der Schule. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Adler, A. (1912/1997): Über den nervösen Charakter. Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Bauriedl, T. (1999): Auch ohne Couch. Psychoanalyse als Beziehungstheorie und ihre Anwendungen. 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bourdieu, P. (2003): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cremerius, J. (1982): Die Bedeutung des Dissidenten für die Psychoanalyse. In: *Psyche* 36: 481–514.
- Cremerius, J. (1990): Gibt es zwei psychoanalytische Techniken? In: *Vom Handwerk des Psychoanalytikers*, Bd. 1. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog, S. 187–209.
- Duden (1993): Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden, Bd. 3., 2. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Freud, S. (1933/1969): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Studienausgabe, Bd. 1. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 448–608.
- Giedion, S. (1987): Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte. Frankfurt a. M.: Athenäum.
- Gysling, A. (1995): Die analytische Antwort. Eine Geschichte der Gegenübertragung in Form von Autoportraits. Tübingen: Edition diskord.
- Huizinga, J. (1981): *Homo Ludens*. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Hamburg: Rowohlt.
- Kleist, H. von (o. J.): Über das Marionettentheater. In: *Sämtliche Werke*. Wiesbaden: Löwit, S. 980–987.
- Rieken, B. (1996): »Fiktion« bei Vaihinger und Adler – Plädoyer für ein wenig beachtetes Konzept. In: *Z. f. Individualpsychol.* 21: 280–291.
- Rieken, B. (2003): Gegenübertragungsprobleme, Beziehungsanalyse und Selbstenthüllung im Schatten der Therapieausbildung. Fallbeispiele und Überlegungen aus individualpsychologischer Sicht. In: *Z. f. Individualpsychol.* 28: 332–353.
- Schiemann, G. (1998): Ohne Telos und Verstand. Grenzen des naturwissenschaftlichen Kausalitätsverständnisses. Vortrag am 20. Weltkongress für Philosophie, Boston (Massachusetts), 10.08.–15.08.1998. <http://www.bu.edu/wcp/Papers/Scie/ScieSchi.htm> (11.10.2003).
- Schnitzler, A. (1979): Das weite Land. In: *Das dramatische Werk*, Bd. 6. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 7–110.
- Vaihinger, H. (1911): *Die Philosophie des Als Ob*. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Berlin: Reuther und Reichard.
- Walter, R. (2004): Übertragung – Gegenübertragung oder Ziehen Sie das Jackett aus. Thesen aus Sicht der Psychoanalytischen Gestalttherapie. <http://www.rwalter-psychoanalyse.de/articles/Jackett.pdf> (20.12.2004).

**Korrespondenzadresse:** Mag. Dr. Dr. Bernd Rieken, A-1200 Wien, Webergasse 25/21;  
E-Mail: bernd.rieken@univie.ac.at